

SPRACH REPORT

D 14288

Informationen und Meinungen
zur deutschen Sprache

**Herausgegeben vom
Leibniz-Institut für Deutsche
Sprache, Mannheim
Heft 1/2020, 36. Jahrgang**

1

Annette Klosa-Kückelhaus
Europäisches im Deutschen
(Aus der Rubrik: Neuer Wortschatz)

6

Pascale Erhart
Von der ‚Mundart‘ zur ‚Fingerart‘. Was bedeutet es heute, Elsässisch zu sprechen bzw. zu schreiben?

14

Katharina Dück
Wer spricht Deutsch im Kaukasus?
Zur Bedeutung der deutschen Sprache sowie ihrer Verknüpfung mit der ethnischen Identität bei Kaukasiendeutschen im heutigen Südkaukasus

24

Norbert Richard Wolf
Unsägliches wird sagbar.
Zu Funktion und Wirkung von Politikeräußerungen

30

Leslaw Cirko
Zwischen Konvention und Intuition: Tempus-Aspekt-Interdependenzen in wissenschaftlichen Texten von polnischen Germanisten

40

Ludger Hoffmann
Zur Sprache des Rassismus

48

Bruno Strecker
Toter als tot? – Was kann gesteigert werden?
(Aus: Grammatik in Fragen und Antworten)

IMPRESSUM

Herausgeber:

Leibniz-Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
68016 Mannheim

<www.ids-mannheim.de>

Diskutieren Sie den
SPRACHREPORT auf unserer
Facebook- und Twitter-Seite:



www.facebook.com/ids.mannheim



[@IDS_Mannheim](https://twitter.com/IDS_Mannheim)

Redaktion:

Annette Trabold (Leitung),
Hagen Augustin, Ralf Knöbl,
Doris Stolberg, Eva Teubert
Redaktionsassistenten:
Theresa Schnedermann,
Ann-Kathrin Lück,
Sandra V. Steinert-Ramirez (bis 12/2019)
Elfi-Joana Porth (seit 1/2020)

Satz & Layout:

Sonja Tröster

Bezugsadresse:

Leibniz-Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
D-68016 Mannheim
Tel. +49 621 1581-0

Digital:

<www.ids-mannheim.de/sprachreport>

E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Herstellung:

Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei
gebleichtem Papier

ISSN 0178-644X
<http://dx.doi.org/10.14618/sr-1-2020>

Auflage: 2.200
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Printversion einschließlich Versand:
10,- € jährlich, Einzelheft: 3,- €

Hinweis:

Die SPRACHREPORT-Redaktion
befürwortet einen gendergerechten
Sprachgebrauch. Sie überlässt die
Umsetzung und Form aber den
Autorinnen und Autoren.

EUROPÄISCHES IM DEUTSCHEN

(Aus der Rubrik: Neuer Wortschatz)

Technische Innovationen, historische Ereignisse, sich wandelnde gesellschaftliche Gegebenheiten oder politische Neuerungen – für eine funktionierende Verständigung muss sich der Wortschatz ständig anpassen. Da kann es schnell passieren, dass man ein Wort hört oder liest, das man noch nicht kennt oder bei dem man sich unsicher ist, wie man es schreibt oder spricht. Und beim Nachschlagen in einem Wörterbuch, das neue Wörter verzeichnet, stellen sich weitere Fragen: Welche Quellen werden für ein solches Neologismenwörterbuch ausgewertet, wie kommt ein Wort dort hinein, und ab wann gilt es als gut integriert? Welche Typen von Neologismen gibt es eigentlich?

In der SPRACHREPORT-Reihe „Neuer Wortschatz“ stellen Ihnen Mitarbeiterinnen unseres Neologismenwörterbuchs einige der schönsten Entdeckungen, interessantesten Sachgruppen und verschiedene Typen von Neologismen vor, die ihnen bei der Arbeit begegnet sind.

Alle **orangefarbenen Beispielwörter** im folgenden Beitrag können im Neologismenwörterbuch online und kostenlos unter www.owid.de/docs/neo/start.jsp nachgeschlagen werden.

Die deutsche Sprache hat sich innerhalb Europas als Teil einer europäischen Sprachengemeinschaft entwickelt. Heute besteht ein ständiger Austausch zwischen diesen Sprachen, [...]. (Ankündigungstext zur 56. Jahrestagung des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache)

Von ständigem Austausch der Sprachen in Europa (und darüber hinaus) ist angesichts von Migration innerhalb Europas und in die Europäische Union sowie einer globalisierten Welt auszugehen. Dies hinterlässt vielfältige Spuren, vor allem auch im Wortschatz. Den Spuren der Sprachen Europas im Deutschen innerhalb der Neologismen möchten wir in diesem Beitrag nachgehen und Ihnen unter anderem zugleich vermitteln, auf welche verschiedenartige Weise solche entlehnten Neologismen mit nicht entlehnten sowie schon länger etablierten Lexemen vernetzt sind.

Nicht alles ist Englisch!

Die überwiegende Menge der Stichwörter im Neologismenwörterbuch sind deutsche Wortbildungen (wie *Ampelkarte*, *grottig*, *Hingucker* oder *vorglühen*), viele Neologismen sind aber auch aus dem Englischen entlehnt (wie *Aquacycling*, *nice* oder *daten*). Mithilfe der „Erweiterten Suche“ im Neologismenwörterbuch lassen sich solche Entlehnungen leicht finden (vgl. Abb. 1).

Hier interessieren uns aber die (zugegebenermaßen selteneren) Entlehnungen aus anderen Sprachen Europas, die sich seit den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts in der deutschen Allgemeinsprache etabliert haben. Tabelle 1 erfasst solche Bildungen¹ und zeigt deutlich, dass wir es zum einen mit nur wenigen entlehnten Neologismen aus romanischen (Französisch, Italienisch, Spanisch) und germanischen (Dänisch, Isländisch) Gebersprachen zu tun haben. Aus den slawischen Sprachen Europas ist hingegen (seit den Neunzigerjahren) kein Neologismus ins Deutsche entlehnt worden. Neben diesen Neologismen sind übrigens noch einige wenige aus außereuropäischen Sprachen entlehnt, z. B. *Fengshui* aus dem Chinesischen, *Shisha* aus dem Arabischen oder *Manga* aus dem Japanischen, doch sollen diese hier nicht im Fokus stehen.

Die Autorin ist Leiterin des Programmbereichs „Lexikographie und Sprachdokumentation“ in der Abteilung Lexik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

Erweiterte Suche im Neologismenwörterbuch

Stichwort

Neologismtyp

Aufkommen und Herkunft

Aufkommen

Herkunft (Sprache)

aus Englisch

aus anderer Fremdsprache

Informationen sichtbar

Herkunft (Typ)

Herkunft (Sprache)

Account engl.

Adblocker engl.

adden engl.

Afterhourparty engl.

Afterparty engl.

Aftershowparty engl.

Afterworkparty engl.

Alcopop engl.

all-inclusive engl.

Anchor engl.

Anchorman engl.

Abb. 1: Ausschnitt aus der „Erweiterten Suche“ im Neologismenwörterbuch mit Auswahl der Stichwörter nach ihrer Herkunft (hier: Englisch)

Stichwort	Aufkommen	Gebersprache
<i>Hygge</i>	Mitte 90er Jahre	Dänisch
<i>hyggelig</i>	Mitte 90er Jahre	Dänisch
<i>Macaron</i>	Ende 00er Jahre	Französisch
<i>Parkour</i>	Mitte 00er Jahre	Französisch
<i>Scoubidou</i>	Mitte 00er Jahre	Französisch
<i>Taube</i>	Ende 90er Jahre	Französisch
<i>Traceur</i>	Mitte 00er Jahre	Französisch
<i>Skyr</i>	Anfang 10er Jahre	Isländisch
<i>Barista</i>	Anfang 00er Jahre	Italienisch
<i>Caffè Latte</i>	Anfang 00er Jahre	Italienisch
<i>Ciabatta</i>	Ende 90er Jahre	Italienisch
<i>Gabione</i>	Anfang 00er Jahre	Italienisch
<i>Latte macchiato</i>	Ende 90er Jahre	Italienisch
<i>Churro</i>	Anfang 00er Jahre	Spanisch
<i>Zumba</i>	Ende 00er Jahre	Spanisch
<i>Physalis</i>	Mitte 90er Jahre	Griechisch
<i>prokrastinieren</i>	Mitte 00er Jahre	Lateinisch

Tab. 1: Entlehnte Neologismen mit Herkunft aus einer europäischen Sprache (außer Englisch), sortiert nach Herkunft

Im Folgenden möchten wir nicht die Dominanz des Englischen gegenüber anderen Gebersprachen bei der Entlehnung von Neologismen diskutieren, da es zum Einfluss des Englischen auf das Deutsche zahlreiche fundierte Untersuchungen gibt.² Wir möchten auch keine Spekulationen darüber anstellen, warum wir unter den Neologismen beispielsweise keine slawischen Entlehnungen verzeichnen, da hierfür vielschichtige sprachliche und außersprachliche Gründe eine Rolle spielen dürften. Stattdessen zeigen wir in den weiteren Abschnitten, dass das deutsche Lexikon auf Basis der (wenigen) in Tabelle 1 erfassten Lexeme zahlenmäßig nicht unerheblich durch Ergebnisse von Wortbildungsprozessen erweitert wird. Außerdem werden diese

Entlehnungen paradigmatisch mit älteren Lexemen vernetzt, was schließlich auch zu einem Ausbau des Wortschatzes, mit dem wir über bestimmte Themen kommunizieren können, führt.

Deutsche Bildungen mit Entlehnungen

In Tabelle 1 nicht erfasst sind solche Neulexeme, die durch deutsche Wortbildungsprozesse (Komposition und Derivation) mit den entlehnten Bildungen entstanden sind, z. B. **Churro**: *Churrostand*, *Schokoladenchurro*; **Zumba**: *Zumbafitness*, *Zumbakurs*; **hyggelig**: *Hyggeligkeit*, *unhyggelig*; **Skyr**: *Skyrproduktion*, *Skyrsorte*, *Bioskyr*, *Naturskyr*). Für die vollständige Integration von Neologismen in die deutsche Standardsprache ist es ein wichtiges Kriterium, ob das Neulexem zum Ausgangspunkt von Wortfamilien wird, weshalb im Neologismenwörterbuch auch Wortbildungsprodukte zu dem Stichwort selbst gezeigt werden. Hinzu kommt eine Angabe zum Grad der Produktivität (bei Komposita-Bildungen) in der folgenden Form:

- selten als Grundwort bzw. Bestimmungswort, z. B. in ... (= bei bis zu 3 verschiedenen belegten Zusammensetzungen)
- als Grundwort bzw. Bestimmungswort, z. B. in ... (= bei zwischen 4 und 20 verschiedenen belegten Zusammensetzungen)
- häufig als Grundwort bzw. Bestimmungswort, z. B. in ... (= bei mehr als 20 verschiedenen belegten Zusammensetzungen)
- sehr häufig als Grundwort bzw. Bestimmungswort, z. B. in ... (= bei mehr als 100 verschiedenen belegten Zusammensetzungen)

Abbildung 2 zeigt dies am Beispiel von **Barista**, für das (zum Zeitpunkt der Erarbeitung des Wortartikels) in DeReKo (dem „Deutschen Referenzkorpus“ des IDS)³ mithin zwischen 4 und 20 verschiedene Bildungen mit **Barista** als Grundwort und zwischen 21 und 100 verschiedene Bildungen mit **Barista** als Bestimmungswort belegt waren, von denen die in der Abbildung gezeigten Beispiele u.a. aufgrund ihrer jeweiligen Häufigkeit für den Wortartikel ausgewählt wurden (siehe Abb. 2).

Wortbildungsproduktivität

Zusammensetzung: als Grundwort, z.B. in *Kaffeebarista*, *Topbarista*
häufig als Bestimmungswort, z.B. in *Baristabar*,
Baristameister, *Baristameisterschaft*

Abb. 2: Angabe zur Wortbildungsproduktivität von *Barista*

Insgesamt sind zu 17 der hier behandelten Entlehnungen ins Deutsche in den Wortartikeln des Neologismenwörterbuchs 41 Komposita und Derivate verzeichnet und können auch über die Suche gefunden werden. Tatsächlich ist die Menge an Zusammensetzungen mit diesen Neologismen in den Texten in DEReKo, wie oben erläutert, natürlich um ein Vielfaches größer. Die hier genannten Zahlen genügen aber, um zu verdeutlichen, dass aus anderen Sprachen ins Deutsche übernommene Lexeme vor allem auch durch Wortbildungsproduktivität zu einem nicht zu vernachlässigenden Ausbau des deutschen Lexikons führen.

Paradigmatische Vernetzung

Auch paradigmatisch werden entlehnte Neologismen vielfach innerhalb des deutschen Wortschatzes vernetzt. Zwar sind im Neologismenwörterbuch nur solche paradigmatischen Partnerwörter in den Wortartikeln vermerkt, die selbst nach 1990 aufgekommen sind, doch werden auch in der Bedeutungserläuterung der Wortartikel sinnverwandte Wörter (Hyponyme und Synonyme) verwendet. Tabelle 2 gibt hierüber einen Überblick.

Stichwort	Partnerwort	Paradigmatische Relation	Erfassungsort im Wortartikel
<i>Barista</i>	<i>Person</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Caffè Latte</i>	<i>Kaffeegetränk</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Churro</i>	<i>Fettgebäck</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
	<i>Bagel</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Brownie</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cakepop</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cookie</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cronut</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter

Stichwort	Partnerwort	Paradigmatische Relation	Erfassungsort im Wortartikel
<i>Churro</i>	<i>Cupcake</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Donut</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Macaron</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Muffin</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
<i>Ciabatta</i>	<i>Weißbrot</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Gabione</i>	<i>Schüttkorb</i>	Synonym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Steinkorb</i>	Synonym	Sinnverwandte Wörter
<i>Hygge</i>	<i>Gemütlichkeit</i>	Synonym	Bedeutungserläuterung
	<i>Heimeligkeit</i>	Synonym	Bedeutungserläuterung
<i>hyggelig</i>	<i>gemütlich</i>	Synonym	Bedeutungserläuterung
	<i>heimelig</i>	Synonym	Bedeutungserläuterung
<i>Latte macchiato</i>	<i>Kaffeegetränk</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Macaron</i>	<i>Gebäck</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
	<i>Bagel</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Brownie</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cakepop</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Churro</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cookie</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cronut</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Cupcake</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter

Stichwort	Partnerwort	Paradigmatische Relation	Erfassungsort im Wortartikel
<i>Macaron</i>	<i>Donut</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Muffin</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
<i>Parkour</i>	<i>Parcouring</i>	Synonym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Freerunning</i>	Kohyponym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Sport</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Physalis</i>	<i>Beere</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
	<i>Ananas-kirsche</i>	Synonym	Sinnverwandte Wörter
	<i>Andenbeere</i>	Synonym	Sinnverwandte Wörter
<i>prokrastinieren</i>	<i>aufschieben</i>	Synonym	Bedeutungserläuterung
	<i>verschieben</i>	Synonym	Bedeutungserläuterung
<i>Skyr</i>	<i>Milchprodukt</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Taupe</i>	<i>Farbton</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung
<i>Zumba</i>	<i>Fitnessprogramm</i>	Hyperonym	Bedeutungserläuterung

Tab. 2: Paradigmatische Partnerwörter zu ausgewählten Stichwörtern mit Angabe von Sinnrelation und Erfassungsort in den Wortartikeln

Denkbar wäre, das Neologismenwörterbuch (im weiteren Ausbau) um solche sinnverwandten Wörter zu ergänzen, die selbst keine Neologismen (ab den 90er Jahren) sind. Synonyme wie *gemütlich* und *heimelig* zu *hyggelig* würden dann auch unter den „Sinnverwandten

Wörtern“ ergänzt, weitere Kohyponyme wie *Cappuccino*, *Milchkaffee* oder *Kaffee* zu *Caffè Latte* oder *Baguette*, *Fladenbrot* und *Toast* zu *Ciabatta* bei den Sinnrelationen erfasst. In zahlreichen Belegen (aus den DEREKO-Quellen) in den Wortartikeln des Neologismenwörterbuchs werden insbesondere die Kohyponyme tatsächlich gemeinsam verwendet (vgl. Beispiele 1 und 2).

(1)

Helle Sorten aus der Mittelmeerregion sind im Kommen: italienisches Ciabatta, türkisches Fladenbrot oder französisches Baguette. (Rhein-Zeitung, 4.2.1997)

(2)

Ein wenig mediterranes Flair soll das Café nach Bornheim bringen, wünscht sich die Besitzerin, Birgit Thureau. „Wir haben ein typisch italienisches Angebot“, erläutert sie. Das heißt vor allem, Kaffee in allen Variationen – Espresso, Cappuccino und Latte Macchiato. (Frankfurter Rundschau, 15.5.1997)

Eine breitere Erfassung aller paradigmatischen Partner im Neologismenwörterbuch würde verdeutlichen, an welchen Stellen des Lexikons die Neologismen in (synonymische) Konkurrenz zu etablierten Lexemen treten und an welcher Stelle sie diese (als Kohyponyme) ergänzen.

Themenfelder

Vermutlich haben Sie bei der Durchsicht von Tabelle 1 bereits bemerkt, dass es bestimmte Themenfelder gibt, zu denen wir in den letzten knapp 30 Jahren Lexeme aus bestimmten europäischen Sprachen entlehnt haben. Am prominentesten ist hierbei das Thema „Ernährung“: Neue Getränke (*Caffè Latte*, *Latte macchiato*) oder neue Nahrungsmittel (*Ciabatta*, *Churro*, *Macaron*, *Physalis*, *Skyr*) werden nicht nur in Deutschland, sondern vermutlich auch in anderen Ländern Europas und darüber hinaus populär, sodass mit der Sache selbst auch die entsprechende Bezeichnung importiert wird. Ein anderes wichtiges Thema, zu dem generell viele Entlehnungen im Deutschen zu verzeichnen sind, ist (Freizeit-)Sport und Wellness (*Parkour*, *Traceur*,

Zumba). Abbildung 3 verdeutlicht, wie viele weitere (überwiegend über das Englische ins Deutsche vermittelte (siehe Anm. 1) oder im Deutschen gebildete) Neologismen aus dem Bereich Ernährung in den letzten Dekaden ins Deutsche integriert wurden.

Zum Schluss möchten wir darauf verweisen, dass übrigens auch das eine oder andere deutsche Wort in andere Sprachen Europas gelangt (ist). Ein schönes Beispiel aus dem Bereich der Ernährung ist die Brezel, die im Englischen *pretzel*, im Französischen *le bretzel*, im Spanischen *el bretzel*, im Italienischen *il bretzel*, im Portugiesischen *pretzel* und im Polnischen *precel* heißt. Aus dem Bereich Sport wurde beispielsweise der Angstgegner ins Niederländische als *angstgegner* entlehnt (und ist dort ein Neologismus der Neunzigerjahre).⁴ ■

Anmerkungen

- ¹ Erfasst sind ausschließlich Bildungen, die im Neologismenwörterbuch als direkt aus der jeweiligen Gebersprache entlehnt interpretiert werden. Über solche Lexeme hinaus gibt es weitere, die z. B. als über das Englische ins Deutsche vermittelt bestimmt werden, aber nichtenglische Bestandteile enthalten, z. B. **Chai Latte**: aus engl. *chai latte*, dieses zu Hindi *chai* ‚Gewürztee‘ und italienisch *latte* ‚Milch‘. Aus der Untersuchung hier sind auch solche Neologismen ausgeschlossen, die als im Deutschen mit entlehnten Bestandteilen gebildet gelten, z. B. **Plogger**, Ableitung aus *ploggen* (zu schwedisch *plogga*) und dem Suffix *-er*.
- ² Vgl. etwa Peter Eisenberg (2013): *Anglizismen im Deutschen*. In: *Reichtum und Armut der deutschen Sprache*. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Hrsg. v. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Berlin u. a.: de Gruyter, S. 57-120.
- ³ Vgl. hierzu <www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora.html> (Stand: 26.11.2019).
- ⁴ Vgl. den entsprechenden Eintrag im „Algemeen Nederlands Woordenboek“ <<http://anw.ivdnt.org/article/angstgegner>> (Stand: 26.11.2019).

Bildnachweis

S. 5: pixabay.com/2332674 ■

	90er	Nuller	Zehner
Arbeitswelt/Bildung		Alcopop Analogkäse	
Gesellschaft	Antimatschtomate	Aperol-Spritz	
Soziales	Bagel		Bowl
Demografischer Wandel	Brownie	Caffè Latte Chai Latte	Bubble-Tea Cakepop
Politik		Churro	Cheatday Chia Chiasamen
Wirtschaft/Handel	Clabatta		Cold Brew
Banken/Finanzwesen	Cookie	Cranberry Cupcake	Craftbier
Umweltschutz/Energie	Donut	Ekelfleisch	Cronut
Computer/Internet/Technologie	Energydrink	ESL-Milch	
Tätigkeiten mit Bezug auf Computer/Internet	Fingerfood	fliegendes Büfett	Flexitarier
(Computer-)Kriminalität			Flowersprout
Telekommunikation			
Medien			
Verkehr/Auto			
Ernährung			
Gesundheit/Körperkult			

Abb. 3: Ausschnitt aus den Neologismen im Sachgebiet „Ernährung“
< www.owid.de/docs/neo/gruppen.jsp?grp=15 >



Aus *heimelig* oder *gemütlich* wird *hyggelig*

VON DER ‚MUNDART‘ ZUR ‚FINGERART‘ WAS BEDEUTET ES HEUTE, ELSÄSSISCH ZU SPRECHEN BZW. ZU SCHREIBEN?

Die Autorin ist Dozentin (Maître de Conférences) für Dialektologie und Soziolinguistik und Leiterin des Département de dialectologie alsacienne et moselane an der Université de Strasbourg in Frankreich.

In Frankreich wie in anderen Ländern wird gemeinhin angenommen, dass im Elsass neben der französischen Sprache auch noch (viel) Elsässisch gesprochen werde.¹ Einer im Jahr 2012 von einem privaten Institut durchgeführten Studie zufolge gaben 43 % der Befragten an, Elsässisch sprechen zu können,² dabei ist allerdings unklar, ob und wie Elsässisch gesprochen wird. Dieser Sammelbegriff wird nämlich seit dem frühen 20. Jahrhundert sowohl von Laien als auch von Politikern oder Wissenschaftlern benutzt, um die alemannischen und fränkischen Mundarten, die seit dem 5. Jahrhundert im Elsass gesprochen werden, zu bezeichnen. Obwohl diese Mundarten aus sprachwissenschaftlicher Sicht eindeutig den deutschen Dialekten zuzuordnen sind, werden sie von den Sprechern fast nie als *Deutsch* oder als *deutsche* Dialekte bezeichnet, sondern als *Elsässisch* (frz. „alsacien“) (manchmal noch als *Elsässerditsch*) oder als *der* Dialekt (frz. „le dialecte“) (Huck / Erhart 2019, S. 156). Dabei fällt auf, dass nicht alle Sprecher sich darüber einig sind, was mit dem Begriff ‚Elsässisch‘ gemeint ist: nur die elsässischen Mundarten oder die Art und Weise, wie Elsässer sprechen – nämlich die Mundart und/oder die mundartlich geprägte frz. Varietät? Diese implizite Mehrdeutigkeit der Bezeichnung ‚Elsässisch‘ wird immer schwieriger zu verstehen und zu interpretieren.

WAS WIRD MIT ‚ELSÄSSISCH‘ EIGENTLICH GEMEINT?

Bis vor kurzem waren die Mundarten meist auf mündliche Interaktion beschränkt; im Zuge der digitalen Revolution schreiben nun immer mehr Sprecher immer häufiger ihre elektronischen Texte (SMS oder E-Mails) auf Elsässisch. Dieses Aufkommen einer geschriebenen Form des Elsässischen in den sozialen Medien wirft die Frage nach der Existenz einer selbständigen elsässischen Sprache frisch auf.

In diesem Beitrag werden die Bedeutung(en) und die problematischen Aspekte der Bezeichnung ‚Elsässisch‘ genauer diskutiert, die sowohl vom *corpus* als vom *status* her gesehen (Kloss 1969, S. 81) sehr komplex erscheint. Der erste Teil dieses Beitrags ist der Beschrei-

bung der sprachlichen Ressourcen gewidmet, die das Sprachenrepertoire der Elsässer gestalten, um zu verstehen, was mit ‚Elsässisch‘ gemeint sein kann. Im zweiten Teil wird auf die Rolle der sozialen Medien in der schriftlichen Entwicklung der elsässischen Mundarten eingegangen und der Frage nachgegangen, inwieweit diese neuen Formen des Elsässischen dessen Status bzw. Wahrnehmung als eigenständige Sprache beeinflussen.

Was ist eigentlich ‚Elsässisch‘?

Kein offizieller Status für das ‚Elsässische‘

Es sei vorausgeschickt, dass Elsässisch (i.e. die Mundarten im Elsass) keine gesetzliche Anerkennung genießt. Auf regionaler und nationaler Ebene werden die elsässischen Mundarten nicht als Regionalsprache anerkannt, sondern als Dialekte des Deutschen betrachtet, das als Standard- und Schriftsprache der elsässischen Mundarten gilt, und deshalb als ‚Regionalsprache‘ seit 1982 im Schulwesen unterrichtet wird (vgl. Huck / Erhart 2019, S. 168).³ In den offiziellen Schulregelungstexten, die seitdem veröffentlicht wurden, werden die Mundarten nie mit dem Begriff ‚Elsässisch‘ bezeichnet, sondern meistens mit dem Ausdruck ‚le dialecte‘. Der Ausdruck ‚Elsässisch‘ fehlt auch in Bernard Cerquiglinis Bericht über die „Regionalsprachen Frankreichs“,⁴ der im Hinblick auf die Ratifizierung der europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen 1999 vorgelegt wurde. Darin ist lediglich die Rede von dem ‚Deutschen Dialekt vom Elsass und [des Département] der Mosel‘.

‚ELSÄSSISCH‘ GIBT ES OFFIZIELL NICHT

Auf internationaler Ebene gehört ‚Elsässisch‘ im Sinn von ‚Alemannisch‘ zu der ISO 639-3 Norm Swiss German [gsw]. Dies schließt die fränkischen Varietäten, die im sogenannten ‚krummen Elsass‘ (frz. *Alsace bossue*) gesprochen werden und von ihren Sprechern auch als ‚Elsässisch‘ bezeichnet werden, aus. Damit finden also die verschiedenen soziolinguistischen Situationen des Alemannischen im Elsass, in Deutschland, in der Schweiz und in Österreich keinerlei Berücksichtigung.

Das mehrsprachige Repertoire der Dialektsprecher Mundarten dürfen nicht von den Sprachvarietäten isoliert betrachtet werden, mit denen sie in Kontakt stehen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nimmt nämlich einerseits die Kenntnis des Dialekts und des deutschen Standards ab und andererseits die des französischen Standards zu. Diese Entwicklung hat dazu geführt, dass den Sprechern ein mehrsprachiges Repertoire mit zwei Standardsprachen zur Verfügung steht: Französisch und Deutsch. In den meisten Fällen ist die Sprachkompetenz in beiden Standardsprachen asymmetrisch. Dominique Huck fasst die Situation folgendermaßen zusammen:

Die Mundartsprecher im Elsass bilden keine homogene Gruppe: Die sprachlichen Kompetenzen in der gesprochenen Mundart, die Benutzungsdomänen und -häufigkeit, der Gebrauch von Französisch und dessen Gebrauchssituationen, die mehr oder weniger gute Sprachkompetenz im deutschen Standard, [...] der einzelnen elsässischen Mundartsprecher gestalten sich z.T. sehr unterschiedlich, je nach Sprecher, Umfang und Inhalt des Sprachenrepertoires der Sprecher. (Huck 2008, S. 1)

Französisch und Mundart bilden also die zwei Hauptvarietäten des Sprachrepertoires der Dialektsprecher, die sich aber nicht leicht voneinander abgrenzen lassen: Die im Repertoire vorhandenen Varietäten beeinflussen sich nämlich gegenseitig.

DER EINFLUSS DER FRANZÖSISCHEN SPRACHE AUF DIE ELSÄSSISCHE WIRD IMMER STÄRKER

Im Jahre 2019 wird Französisch von den meisten Elsässern als natürliche legitime Sprache betrachtet und gesprochen, auch im privaten Bereich, und auch von denen, die behaupten, „Dialektsprecher“ („dialectophone“) zu sein. Neben dem Standard, der in der Schule unterrichtet wird, wird auch ein ‚regionales Französisch‘ gesprochen, das je nach Sprecher mehr oder minder mundartlich geprägt ist. Diese Varietät ist vor allem durch phonetische und prosodische Merkmale gekennzeichnet (die den elsässischen Akzent, frz. *l'accent*

alsacien ausmachen, vgl. Philipp 1985), aber auch durch lexikalische (die *Bredele*, die *Schlappe*, der *Schluck*), und Transferprozesse (die Formel „*Ferme la fenêtre, ça tire*“, d. h. ‚Mach das Fenster zu, es zieht‘, ist wahrscheinlich der bekannteste), die alle als ‚Spuren‘ der elsässischen Mundarten im regionalen Französisch betrachtet werden können. Auffällig ist, dass diese regionale Varietät des Französischen auch von Nicht-Dialektsprechern übernommen worden ist.

Dazu muss auch ein Unterschied gemacht werden zwischen der Grundmundart und einer soziolektalen neuen Varietät der Mundart, „die von Sprechern benutzt wird, die intensiv mit der Modernität verbunden sind und bei denen die Mundart nicht die Hauptvarietät ausmacht“ (Bothorel / Huck 2000, S. 145). Besonders der Kontakt mit dem Französischen scheint die soziolektale neue ‚Mundart‘ zu beeinflussen. Dadurch, dass Französisch sich überall durchsetzt, gibt es in der dialektalen Lexik Entlehnungen und Interferenzen. Diese Erscheinungen scheinen sich zu vermehren, umso mehr als es sich um Kontakterscheinungen handelt, die Sprachen anbelangen, die nicht eng mit einander verwandt sind.

Das Codeswitching, landläufig auch „Mischung“ genannt (Tabouret-Keller / Lückel 1981, S. 51), wird meistens von den Sprechern als negativ wahrgenommen. Damit tragen sie dazu bei, den von allen Puristen und Vertretern standardisierter Sprachen verbreiteten Diskurs zu verbreiten. Diese Mischung wird bisweilen auch als ‚Elsässisch‘ bezeichnet, ein Ausdruck, der nicht nur auf die im Elsass gesprochenen Mundarten Bezug nimmt, sondern auf das „was im Elsass gesprochen wird“, das heißt auf das Kontinuum im Sprachenrepertoire zwischen Mundart und regionalem Französisch. Außer dem Standardfranzösisch können die Sprecher alle sprachlichen Ressourcen, die ein Kontinuum im Repertoire der elsässischen Dialektsprecher bilden, als ‚Elsässisch‘ bezeichnen, so dass diese Kategorie als viel breiter als Mundart oder Dialekt ausfällt, also keineswegs nur auf die Mundarten *stricto sensu* beschränkt ist.

Von Mündlichkeit zur Verschriftlichung der elsässischen Mundarten

Die Existenz einer elsässischen Varietät wird auch öfters mit Blick auf ihre Verschriftungsmöglichkeiten in Frage gestellt. Hier geht es darum zu zeigen, dass das Elsässische sich nicht, wie es die Befürworter des Deutschunterrichts als ‚Regionalsprache‘ im Elsass mehrfach behaupten, auf die mündliche regionale Art, Deutsch zu sprechen, reduzieren lässt. Dieser Standpunkt, der sich zum größten Teil durch Syntax und einen breiten morphosyntaktischen gemeinsamen Teil oder auch aus historischen und auch wirtschaftlichen Gründen erklären lässt, stimmt jedoch kaum mit der Realität der heutigen sprachlichen Praktiken überein. Zum einen wird von den meisten Mundartsprechern im Elsass nicht Deutsch, sondern Französisch als formelle Sprache benutzt, zum anderen erscheinen „die Anwendungsbereiche der schriftlichen bzw. mündlichen Sprache [sowohl im Elsass als auch in anderen Gegenden, so zum Beispiel in der Schweiz] zunehmend durchlässig“ (Meune 2018, S. 13).

IMMER WENIGER ELSÄSSER KÖNNEN DEUTSCH SCHREIBEN

Bis vor dem 2. Weltkrieg gab es aufgrund der schriftorientierten Tradition des Lesens und Schreibens der deutschen Standardsprache keinen wirklichen Standardisierungsbedarf des Dialekts, so dass sein schriftlicher Gebrauch bei den meisten Dialektsprechern ziemlich gering blieb. Zwar haben die elsässischen Mundarten im späten Mittelalter zum Ausbau der deutschen Schriftsprache beigetragen, doch wird heute Deutsch von den meisten Dialektsprechern nicht mehr als Standardform ihrer Muttersprache verstanden, sondern als Fremdsprache, die in der Schule gelernt wird bzw. werden muss. Spontan benutzen die Elsässer, bis auf wenige Ausnahmen, Französisch als Schriftsprache. Tatsächlich traut sich die Mehrheit der befragten Mundart sprechenden Elsässer nicht zu, Deutsch zu schreiben. Schon 1962 veröffentlichte der Schweizer Journalist René Fritz Allemann eine Artikelserie unter dem Titel „Die Elsässer. Eine Minderheit, die keine sein will“, in der er besonders über die schlechte Qualität des geschriebenen Deutsch/der deutschen Schriftsprache in der elsässischen Tagespresse klagte:

Aber was ist das für ein Deutsch, in dem sie geschrieben sind! Ein kümmerliches Zwitteridiom, mit germanischem Wortschatz und romanischer Syntax; ein armselig-hilflohes Rudiment aus unbewältigter Grammatik und schiefgeratenem Wortsinn, formlos und scheusällig (...). Immer geringer wird die Zahl der Leute, die die Hochform ihrer Muttersprache noch einigermaßen zu handhaben verstehen. (Allemann 1962, S. 20-21)

Dies lässt sich vermutlich auf den Abkopplungsprozess zurückführen, der sich in den Spracheinstellungen zwischen den Mundarten und der deutschen Standardsprache abspielt (vgl. Huck / Erhart 2019, S. 182-186), obwohl der Standard in den meisten Grundschulklassen im Elsass unterrichtet wird.

Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wurden die elsässischen Mundarten vor allem von Dichtern, Theaterautoren und Schriftstellern, d. h. zu einem literarischen Zweck, verschriftet, so dass das Korpus des geschriebenen Elsässisch begrenzt ist. Neben den literarischen Werken gibt es noch einige elsässische Wörterbücher und Lexika (auch online), Zeitungsspalten auf Elsässisch in *Les Dernières Nouvelles d'Alsace* und *L'Alsace*, und auch einige Online-Texte auf Elsässisch, insbesondere auf Wikipedia in alemannischer Sprache.⁵

WIE KANN ELSÄSSISCH GESCHRIEBEN WERDEN?

Der schriftliche Gebrauch der Mundart – was die Graphie anbelangt – ist auch normenfrei. Zwar gibt es einige Vorschläge für formelle orthographische Regelungen der Schriftlichkeit, so wie zum Beispiel die ORTHAL-Methode (Zeidler / Crévenat-Werner 2008), die versucht, alle verschiedenen Varianten des Elsässischen zu integrieren; doch konnte sich bis jetzt keine gemeinsame, standardisierte Schriftform durchsetzen. Die meisten Literaten stützen sich *nolens volens* oft auf die Graphie des Deutschen, dessen Schriftbild ihnen am nächsten zu sein scheint, doch nicht unbedingt allen heutigen Lesern noch vertraut ist. Die meisten passen besonders die Vokale ihrem Dialekt an, so dass

man die verschiedenen Varietäten beim Lesen erkennen kann (Marie Hart, Germain Muller, etc.). Der Dichter André Weckmann (1924-2012) ist einer der wenigen, die gern mit der Graphie spielten: Der Titel seiner Gedichtsammlung „Ixidigar“ spielt zum Beispiel mit der elsässischen Aussprache von „*ich sehe dich gern*“ (vgl. Weckmann 2002). Die Verfasser von jüngst erschienenen Lexika oder Elsässisch-Lehrwerken tun sich mit der Schreibweise schwer.

Den meisten Mundartsprechern fällt das Lesen bzw. das Schreiben des Elsässischen schwer, weil sie es – im Gegensatz zum Französischen und zum Standarddeutschen – in der Schule, die als Ort des schriftlichen Spracherwerbs gilt, nicht gelernt haben. So wurde die Nachricht über die Herstellung einer prädiktiven Tastatur auf Elsässisch, die die Eingabe von Nachrichten auf Elsässisch auf einem Smartphone erleichtert, über die Medien erfolgreich verbreitet und sehr positiv aufgenommen⁶. Dies zeigt, dass das Zeitalter der digitalen und internetbasierten Kommunikation großen Einfluss auf den Umgang mit der geschriebenen Mundart nehmen wird.

Elsässisch in den sozialen Medien: eine kurze Fallstudie

Das Internet hat die Art und Weise, wie die meisten Elsässer (wie auch alle anderen Menschen, die über einen Internetzugang verfügen) miteinander kommunizieren, radikal verändert (vgl. Storrer 2018; Paveau 2019). Seit einigen Jahren entwickelt sich eine verschriftete Form bzw. verschiedene verschriftete Formen des Elsässischen in den digitalen sozialen Medien; dies hat eine zunehmende Autonomisierung der Mundarten bzw. des Elsässischen der deutschen Hochsprache gegenüber zur Folge, wenigstens auf der Ebene der Spracheinstellungen (Huck / Erhart 2019, S. 184-186).

Mit der Entwicklung der digitalen Kommunikation stehen den Mundartsprechern neue Möglichkeiten offen, in der Mundart zu schreiben, z. B. in SMS oder in

sozialen Netzwerken. In Bezug auf die Schweizer Situation bemerkte Walter Haas bereits 2004, dass „[d]er schriftelektronische Dialektgebrauch [...] zweifellos ganz andere Dimensionen angenommen [hat], als die traditionelleren Formen schriftlicher Dialektverwendung“ (Haas 2004, S. 84-85). Es soll nun gezeigt werden, dass Haas' Feststellung auch für das Elsässische gilt.

HÄUFIGE „POSTS“ AUF ELSÄSSISCH IN DEN SOZIALEN MEDIEN

Wie in anderen Dialektgebieten wie Luxemburg, der Schweiz oder auch Bayern sind im Dialekt verfasste „Posts“ auch im Elsass immer häufiger, und zwar sowohl bei privaten Benutzern als auch bei institutionellen Strukturen wie zum Beispiel den Radio- und Fernsehsendern *France Bleu Elsass* und *France 3 Alsace*. Der elsässische Fall unterscheidet sich jedoch darin, dass die Dialektsprecher nicht Deutsch als Standardsprache lesen und schreiben, sondern Französisch. Hinzu kommt, dass die Sprachkenntnisse des Standarddeutschen immer mehr abnehmen, so dass die schriftlichen Formen der Mundart, die in den sozialen Medien begegnen, meist einzig- und eigenartig sind.

BESONDERE FUNKTIONEN DES ELSÄSSISCHEN IN DER DIGITALEN KOMMUNIKATION

Warum die elsässischen Smartphone- und Internetbenutzer sich lieber in einer nicht standardisierten Schriftform ausdrücken, hängt vermutlich mit besonderen Funktionen des Elsässischen zusammen: Das Gruppenzugehörigkeitsgefühl, die emotionale Dimension, sowie der Humor, die herkömmlicherweise im Mundarttheater und auch in den Radio- und Fernsehsendungen (vgl. Erhart 2018) inszeniert werden, können jetzt auch individuell mit digitalen Mitteln ausgedrückt/gestaltet werden, sogar von Menschen, die keinen Dialekt sprechen, sich aber dessen besonderer Funktionen bewusst sind.



Abb. 1: Screenshot von der Facebook-Seite von France Bleu Elsass, 14. Mai 2019

Das Ausmaß des Phänomens konnte bislang nicht ermittelt werden. Zwar stellt die Website *Internet World Stats*⁷ Statistiken zur Internet- und sogar Facebook-Benutzung im deutschsprachigen Raum zur Verfügung; das Elsass gehört allerdings nicht dazu. Aus den erhobenen Daten ist ferner nicht erkennbar, ob die dialektalen Varietäten des Deutschen (Alemannisch, Bayerisch, Fränkisch, usw.) mitberücksichtigt wurden. Diese Statistiken liefern somit keinerlei verlässliche quantitative Schätzung der Präsenz des Elsässischen im Internet.

Dennoch kann die Analyse eines Korpus von geringerer Größe einige quantitative Angaben liefern, die Aufschluss über das Ausmaß des Phänomens geben. Auf der Facebook-Seite des öffentlichen Fernsehsenders *France 3 Alsace*,⁸ der hauptsächlich Sendungen auf Französisch ausstrahlt, werden die meisten Posts auf Französisch veröffentlicht. Nur diejenigen, die die wenigen, aber ziemlich erfolgreichen Dialektsendungen wie *Rund Um*, *Kümme mit* oder *A Gueter* (vgl. Erhart 2018) zum Thema haben,⁹ werden zumindest teilweise auf Elsässisch veröffentlicht. Dagegen unterscheidet sich der öffentliche Radiosender *France Bleu Elsass* vom Fernsehen und von seinem französischen Pendant *France Bleu Alsace* dadurch, dass er nur Sendungen im Dialekt anbietet (seit dem Abschaffen der Mittelwellen 2016 sind sie nur noch über das Internet zugänglich)¹⁰ und auf den sozialen Netzwerken nur Posts auf Elsässisch veröffentlicht.¹¹ Bemerkenswert ist die Tatsache, dass viele Benutzer ihre Kommentare über diese Posts auch auf Elsässisch formulieren (siehe Abb. 1).

Die Schwierigkeit, die Kommentare der Nutzer zu analysieren, ergibt sich aus ihrer Unvorhersehbarkeit, die für die Einschätzung ihrer Häufigkeit und für ihre linguistische Analyse ein großes Hindernis bleibt, so dass eine genauere Analyse des Phänomens im Elsass nur mit einem breiter angelegten Korpus, wie zum Beispiel dem DIDI-Corpus in Südtirol (vgl. Frey / Glaznieks / Stemle 2015), möglich wäre. Deshalb gelten folgende Bemerkungen nur als Ergebnisse einer ersten explorativen Fallstudie.

GELUNGENE FORMEN, DIE SCHWER ZU ANALYSIEREN SIND

Indem die elsässischen Mundarten mit dem Deutschen strukturell verwandt sind, sind sie einerseits kaum mit der Graphie des Französischen, mit dem sie täglich trotzdem in Kontakt stehen, vereinbar. Andererseits weichen sie auch von der Norm des Standarddeutschen ab, und zwar auf allen Analyseebenen: phonetisch, morphologisch, syntaktisch, lexikalisch und pragmatisch, so dass heute die Behauptung der Befürworter des Deutschen als Regionalsprache im Elsass, elsässische Dialekte seien das mündliche Pendant der deutschen Schriftsprache, unzulässig ist. Dies alles führt zu einer schwierigen Verschriftung bzw. Verschriftlichung des Elsässischen (vgl. Koch / Österreicher 1985).

Da die elsässischen Mundarten sich phonologisch sowohl vom Französischen als auch vom Deutschen unterscheiden und es zudem nicht ohne Weiteres möglich ist, mit dem lateinischen Alphabet alle Laute des Elsässischen zu transkribieren, wurden in vielen der bisher vorgeschlagenen Graphie-Regelungen diakritische Zeichen hinzugefügt: die im Deutschen vorhandenen Umlaute (<ä>, <ö>, <ü>) sowie die im Französischen vorhandenen Akzente (<é>, <è>, und auch <à>), das von vielen Literaten benutzt wird, um den Laut [ɔ] zu transkribieren) werden in vielen Methoden wiederaufgenommen, und neue Grapheme werden dazu kreiert, um Phoneme, die weder im Deutschen, noch im Französischen vorhanden sind, zu transkribieren, wie <ì> für ein sehr offenes /i/ (z. B. in ‚Dichter‘ (‚Dichter‘)) oder <ù> für ein sehr offenes und langes /u/ (z. B. ‚Sün-

dàà' (,Sonntag').¹² Die Verschriftlichung der Konsonanten, insbesondere der Plosive /p/-/b/, /t/-/d/ und /k/-/g/, kann auch problematisch werden, da die elsässischen Mundarten sie nicht unterscheiden. So kann zum Beispiel *Montag* sowohl mit einem <t> als auch mit einem <d> geschrieben werden (siehe Abb. 1). Wahrscheinlich ist wegen des Einflusses der französischen Graphie die Verschriftlichung der Frikativen /f/ und /v/ am kompliziertesten: Immer mehr Dialektsprecher schreiben im Elsässischen wie im Französischen /v/ mit <v> anstatt mit <w> (,vatter' anstatt ,Wetter' in Abb. 1, was für einen deutschen Leser ziemlich verwirrend sein kann) und /f/ mit <f> anstatt mit <v> (,fertomy' anstatt ,verdàmmi' (,verdamm't)), Abb. 2).

Dies zeigt wohl, dass die meisten elsässischen Smartphone- und Internetbenutzer die verschiedenen bisher vorgeschlagenen Graphie-Regelungen des Elsässischen nicht kennen, so dass sie auf die Graphie(n), die sie am meisten benutzen, d. h. meistens die französische, zurückgreifen und sie dann einer in ihrem Sinne ,elsässischen' Form anpassen. Im Ausdruck ,mein liver mohn' (,mein lieber Mann') (Abb. 2) kommt dieses Phänomen deutlich zum Vorschein: Der Laut [ɔ] wird nicht mit <à> transkribiert, weil der/die AutorIn diese Möglichkeit wahrscheinlich nicht kennt, sondern mit einem <o>, das aber nicht genau zu dem gewünschten Phänomen passt. Ob das benutzte Dehnungs-h auf diesen phonetischen Unterschied oder auf etwas anderes hinweist, bleibt ein Rätsel.

AUCH BEIM DIGITALEN SCHREIBEN WIRD AUF EIN MEHRSPRACHIGES REPERTOIRE ZURÜCKGEGRIFFEN

Wir gehen davon aus, dass die Mundartssprecher sich schriftlich genauso ausdrücken wie mündlich und ebenso spontan auf die verschiedenen sprachlichen Ressourcen zurückgreifen, die ihnen zur Verfügung stehen, das heißt Französisch, Elsässisch und/oder Deutsch (wie in dem Satz ,D'Sonne steht hinterem Munster auf', Abb. 1), manchmal sogar auch Englisch (wie es das <y> in ,fertomy' in Abb. 2 vermuten lässt). Somit



Abb. 2: Screenshot der Facebook-Seite der Canal+ -Sendung Catherine et Liliane¹³

treffen sie mehr oder weniger bewusste orthografische Entscheidungen in Bezug auf die Funktionen und symbolischen Bedeutungen des Elsässischen. Ob Formen, die dem regionalen Französisch angehören, in dem der elsässische Akzent verschriftlicht wird (,rikolo' anstatt ,rigolo' (,witzig'), Abb. 2), auch als ,auf Elsässisch' gelten können, bleibt offen.

Ausblick

Im Allgemeinen wirft dieses Phänomen die Frage auf, ob das digitale Zeitalter neue Sprachformen zur Folge hat, wie die Bezeichnungen ,Netspeak' oder ,Textspeak' (vgl. Crystal 2004) es vermuten lassen, oder ob diese neue Kommunikationsart zu einer Umsetzung des Gebrauchs des mehrsprachigen Repertoires in der Textproduktion führt, wie wir es mit Ueberwasser (2013, S. 8) vermuten.

Koch/Österreicher (1985) zufolge lassen sich Mündlichkeit und Schriftlichkeit mit den Begriffen der ,Distanz' und der ,Nähe' erklären. Inwiefern es sich hier um Verschriftung (medial) oder Verschriftlichung (konzeptionell) handelt, muss noch weiter erforscht werden. Eindeutig haben wir es hier eher mit Sprache der Nähe denn mit Sprache der Distanz zu tun. Um die Mündlichkeit zu bezeichnen, die durch die digitale Kommunikation ausgedrückt wird, schlägt Walter Ong das Konzept der ,sekundären Mündlichkeit' (,secondary orality', Ong (2012, S. 133-134)) vor, die als eine Art Zwischenstufe zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, eine von der digitalen Kommunikation betriebene Konvergenz fungieren würde, auch wieder in der Gestalt eines Kontinuums, das heißt, ohne eine klare Trennung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Dazu bleiben der Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit einerseits und der Übergang von der Handschrift zum digitalen Schreiben andererseits für diese neuen Sprachproduktionen nicht ohne Auswirkungen: Da sich heute viele Mundartsprecher nicht nur mündlich, sondern auch verstärkt schriftlich (mit Hilfe der vielen digitalen Medien) ausdrücken, könnte man hier vielleicht von einem Übergang von ‚Mundart‘ zu ‚Fingerart‘ sprechen, die sich immer weiter voneinander entfernen und Dialektologen und Soziolinguisten vor neue wissenschaftliche Herausforderungen stellen. Im Zuge dieser Entwicklung verändern sich jedenfalls Definition und Beschreibung des heutigen Elsässischen. ■

Anmerkungen

- ¹ Natürlich sind andere Sprachvarietäten wie „welsche“ Mundarten, Jiddisch, Jenisch oder noch Romani im elsässischen Raum seit Jahrhunderten etabliert, sowie auch jüngere Migrantensprachen. Jedoch wird hier nicht weiter darauf eingegangen.
- ² Siehe *Étude sur le dialecte alsacien*: <www.edinstitut.com> (Stand: 9.5.2019).
- ³ Siehe die *Convention-cadre portant sur la politique régionale plurilingue 2015-2030*: <www.ac-strasbourg.fr/fileadmin/acad/Politiques/Politique_des_langues/Convention_cadre_2015-2030.pdf> (Stand: 6.8.2019): „Par langue régionale d’Alsace, il faut entendre la langue allemande dans sa forme standard et dans ses variantes dialectales (alémanique et francique).“
- ⁴ Siehe den *Rapport au Ministre de l’Éducation Nationale, de la Recherche et de la Technologie, et à la Ministre de la Culture et de la Communication sur les langues de la France*: <www.ladocumentationfrancaise.fr/var/storage/rapports-publics/994000719.pdf> (Stand: 9.5.2019).
- ⁵ <https://als.wikipedia.org/wiki/Alemannisch> (Stand: 6.8.2019).
- ⁶ Sogar in der französischen Presse, wie zum Beispiel in *Le Figaro*: <www.lefigaro.fr/langue-francaise/actu-des-mots/2018/12/21/37002-20181221ARTFIG00049-desormais-il-est-possible-d-envoyer-un-sms-en-occitan-alsacien-ou-picard.php> (Stand: 6.8.2019) oder *Le Parisien*: <www.leparisien.fr/societe/strasbourg-une-appli-qui-defend-la-langue-alsacienne-12-03-2019-8029809.php#xtor=AD-1481423552> (Stand: 6.8.2019).
- ⁷ German Speaking Internet Users Statistics: <www.internetworldstats.com/stats18.htm> (Stand: 25.7.2019).
- ⁸ Siehe <www.facebook.com/F3Alsace/> (Stand: 29.7.2019).
- ⁹ Siehe <https://france3-regions.francetvinfo.fr/grand-est/emissions/> (Stand: 29.7.2019).
- ¹⁰ Siehe <www.francebleu.fr/elsass> (Stand: 13.8.2019).
- ¹¹ Siehe <www.facebook.com/francebleu.elsass.7/> (Stand: 13.8.2019).
- ¹² Siehe zum Beispiel die Orthäl-Methode: <www.orthal.fr/ORTHAL_2016.pdf> (Stand: 13.8.2019).
- ¹³ In dieser Sendung, die im April 2019 auf dem Sender Canal + auf nationaler Ebene ausgestrahlt wurde, macht sich der elsässische Komiker Alex Lutz in Gestalt von Catherine über seine elsässische Herkunft lustig, indem er mit elsässischem Akzent seiner Familie am Telefon mitteilt, dass er sie über Ostern im Elsass besuchen will. In mehreren Kommentaren, die wir hier alle nicht wiedergeben können, wird behauptet, dass er „Elsässisch“ spricht (z. B. „Catherine parle alsacien!“ (Catherine spricht Elsässisch!)).

Literatur

- Allemand, Fritz René (1962): Die Elsässer. Eine Minderheit die keine sein will. In: Der Monat 15, 170, 171, S. 9-16, 32-37. Nachdruck in Form einer Broschüre ohne Datum von der Zeitung „La Voix d’Alsace-Lorraine“, S. 1-48.
- Bothorel-Witz, Arlette / Huck, Dominique (2000): Die Dialekte im Elsaß zwischen Tradition und Modernität. In: Stellmacher, Dieter (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.-21. Oktober 1998. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 109). Stuttgart: Franz Steiner, S. 143-155.
- Crystal, David (2004): A Glossary of Netspeak and Textspeak. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Erhart, Pascale (2018): Les émissions en dialecte de France 3 Alsace: des programmes hors normes pour des parlars hors normes? In: Les Cahiers du GEPE 10: Normes et rapports aux normes. Éléments de réflexion pluriels. Strasbourg: Presses universitaires de Strasbourg. <<http://cahiers.dugepe.fr/index.php?id=3201>> (Stand: 11.8.2019).
- Frey, Jennifer-Carmen / Glaznieks, Aivars / Stemle, Egon W (2015): The DiDi corpus of South Tyrolean CMC data. In: Beißwenger, Michael / Zesch, Torsten (Hg.): Proceedings of the second workshop on natural language processing for computer-mediated communication/Social media. Essen: Universität Duisburg-Essen, S. 1-6.
- Haas, Walter (2004): Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie. In: Christen, Helen (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg / Lahn, 5.-8. März 2003. Wien: Edition Praesens, S. 81-110.
- Huck, Dominique/Erhart, Pascale (2019): Das Elsass. In: Beyer, Rahel / Plewnia, Albrecht (Hg.): Handbuch des Deutschen in West- und Mitteleuropa: Sprachminderheiten und Mehrsprachigkeitskonstellationen. Tübingen: Narr, S. 155-192.
- Huck, Dominique (2008): Die elsässischen Dialekte im Hinblick auf die Repertoiredynamik der Sprecher. Exploratorische Fallstudie. Nicht-veröffentlichter Vortrag der 16. Tagung für alemannische Dialektologie.
- Kloss, Heinz (1969): Research possibilities on group bilingualism: A report. Québec: International Center for Research on Bilingualism.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15-43.
- Meune, Manuel / Mutz, Katrin / Schallié, Charlotte (2018): Zwischen gesellschaftlicher Diglossie und individueller Kreativität: die ‘Patwaisierung’ der Welt? In: Revue transatlantique d’études suisses 8-9, S. 13-18.
- Ong, Walter J. (2012): Orality and literacy. The technologizing of the world. 30th anniversary edition. 3. Aufl. London / New York: Routledge.
- Paveau, Marie-Anne (2019): Introduction. Écrire, parler, communiquer en ligne: nos vies sociolangagières connectées. In: Langage et société 167, 2, S. 9-28.
- Philipp, Marthe (1985): L’accent alsacien. In: Salmon, Gilbert-Lucien (Hg.): Le français en Alsace. Actes du colloque de Mulhouse, 17.-19.11.1983, Mülhausen. (= Bulletin de la Faculté des Lettres de Mulhouse 14). Paris: Champion, S. 19-26.
- Storrer, Angelika (2018): Interaktionsorientiertes Schreiben im Internet. In: Deppermann, Arnulf / Reineke, Silke (Hg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext. Berlin / Boston: de Gruyter. S. 219-244.
- Tabouret-Keller, Andrée / Luckel, Frédéric (1981): Maintien de l’alsacien et adoption du français. Éléments de la situation linguistique en milieu rural en Alsace. In: Langages (Bilinguisme et Diglossie) 61, S. 39-62.
- Ueberwasser, Simone (2013): Non-standard data in Swiss text messages with a special focus on dialectal forms. In: Zampieri, Marcos / Diwersy, Sascha (Hg.): Non-standard data sources in corpus-based research. (= ZSM-Studien 5). Aachen: Shaker, S. 5-24.
- Weckmann, André (2002) : Ixidigar. Strasbourg: bf éditeur.
- Zeidler, Edgar / Crévenat-Werner, Danielle (2008): Orthographe alsacienne: bien écrire l’alsacien de Wissembourg à Ferrette. Colmar: J. Do Bentzinger. ■

WER SPRICHT DEUTSCH IM KAVKASUS?

ZUR BEDEUTUNG DER DEUTSCHEN SPRACHE SOWIE IHRER VERKNÜPFUNG MIT DER ETHNISCHEN IDENTITÄT BEI KAVKASIENDEUTSCHEN IM HEUTIGEN SÜDKAVKASUS

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Organisationseinheit Zentrale Forschung am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

Einleitung

Rund 150 Jahre (1817-1941) lebten im Südkaukasus Schwaben abseits vom deutschen Sprachraum und pflegten ihre aus Deutschland mitgebrachte Kultur und Sprache – umgeben von anderen Kulturen und Sprachen wie Georgisch, Armenisch, Aserbaidschanisch und Russisch. Die meisten Nachfahren dieser Gruppe leben heute wieder in Deutschland, aber auch in den ehemaligen deutschen Siedlungen Transkaukasiens, in denen die gegenwärtige Hauptkommunikationssprache je nach Lage Georgisch, Aserbaidschanisch oder Armenisch ist, wobei Russisch in der Alltagskommunikation vor allem bei den vor den 1990er Jahren Geborenen noch immer eine bedeutende Rolle einnimmt. Indes, eine deutsche Erinnerungskultur, welche die Sprache einschließt, scheinen die Nachfahren der schwäbischen Auswanderer in Transkaukasien noch immer aufrechtzuerhalten und konstruieren eine länderübergreifende kollektive Identität der ‚Kaukasiendeutschen‘, verbunden mit einer seit über 200 Jahren gepflegten schwäbischen Varietät.

EINE DEUTSCHE ERINNERUNGSKULTUR WIRD IM SÜDKAVKASUS BIS HEUTE AUFRECHTERHALTEN

Der Beitrag umreißt im Folgenden laufende Untersuchungen am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache im

Rahmen des Projekts „Deutsch in der Welt“, das sich unter anderem mit dem Zusammenhang von Sprache und Identität heute lebender Kaukasiendeutscher in Deutschland sowie im Südkaukasus auseinandersetzt, um eine Lücke in der Sprachkontaktforschung sowie der Varietätenlinguistik zu schließen. Dabei sollen Merkmalshäufungen von Sprachkompetenzen und Sprach Einstellungen im Deutschen und Russischen bzw. Georgischen und Aserbaidschanischen sowie von Wahrnehmungen des sozialen Umfelds und der kulturellen Situierung dieser Minderheitengruppe festgestellt und mit der angegebenen selbst- und fremdwahrgenommenen Identität in Verbindung gebracht werden. Von großem Interesse ist dabei, welche Auswirkungen das Aneignen und schließlich das Aufeinandertreffen der konservierten schwäbischen Varietät auf die des standardnahen Deutschen und andere Sprachen wie das Russische, Georgische und Aserbaidschanische hat und auf die Beheimatung in einer, zwei oder mehreren Kulturen und damit eine Selbstverständlichkeit mehrerer (ethnischer) Identitäten mit sich bringt. Zum anderen liegt das Augenmerk darauf, ob der durch Migrationen und politisch geforderte Sprachrepressionen des letzten Jahrhunderts in der Sowjetunion bedingte Sprachwechsel eine Identitätsbedrohung oder gar Identitätsdiffusion bewirkt hat.

Historischer Hintergrund

Die Siedlungsgebiete der Schwaben in Russland bzw. in der ehemaligen Sowjetunion sind im Allgemeinen gut untersucht.¹ Aufgrund der Peuplierungspolitik von Zar Alexander I., der die Einwanderungspolitik seiner Großmutter Katharina I. fortgesetzt und erneut viele Ausländer zur Übersiedlung nach Russland eingeladen hatte, wurde zum einen die Besiedlung der neu eroberten südukrainischen Territorien vorangetrieben, zum anderen auch in Transkaukasien eine Ansiedlung von Deutschen forciert. Der Einladung Alexanders I. folgten 1816 aufgrund wirtschaftlicher Not, politischer Unterdrückung und religiöser Konfrontationen zunächst 40 Familien – 1817 folgten nochmals über 1.400 Familien (Biedlingmeier 2005, S. 17) – zum großen Teil (aber nicht ausschließlich²) radikale Pietisten aus Würt-



Abb. 1: Straßenschild „Mühlgraben Strasse“ in Bolnisi (Georgien), ehemals Katharinenfeld, 2018



Abb. 2: Emigrationsweg der schwäbischen Pietisten in den Südkaukasus

temberg in den Südkaukasus. Sie sammelten sich in Ulm, fuhren über die Donau bis zum Schwarzen Meer, überwinterten bei Odessa und setzten ihre Reise auf dem Land bis in den Südkaukasus fort, wo sie im Frühsommer 1817 östlich der Hauptstadt Georgiens Tiflis (Tbilisi) die erste deutsche Kolonie Marienfeld (heute: Sartitschala) gründeten (siehe Abb. 2).

SEIT RUND 200 JAHREN PFLEGEN KAUKASIENDEUTSCHE IHRE SCHWÄBISCHE VARIETÄT

Im Verlauf des folgenden Jahrhunderts entstanden in Transkaukasien über 20 deutsche Siedlungen. Unterbrochen wurde diese Siedlungsentwicklung während des Zweiten Weltkriegs, als die Mutter- und Tochterkolonien 1941 aufgelöst und ihre Einwohner zwangsdeportiert wurden. Von den Deportationen ausgenommen waren diejenigen Kaukasiendeutschen, die sogenannte Mischehen mit Georgier/inne/n, Armenier/inne/n, Aserbaidschaner/inne/n oder anderen Ethnien eingegangen waren. Spätestens in den Deportationsgebieten Zentralasiens kamen die Kaukasiendeutschen schließlich auch mit anderen sogenannten ‚Russlanddeutschen‘³ in Kontakt,⁴ zu denen sie heute im Allgemeinen gezählt werden.⁵

Somit bildeten sich drei zu unterscheidende Sprechergruppen von Kaukasiendeutschen aus, davon zwei mit einer schwäbischen Varietät: Auf der einen Seite stehen die Kaukasusschwaben mit dem zahlenmäßig größten Teil der Kaukasiendeutschen, die sich nach den Deportationen nicht selten in kasachisch / usbekisch-russisch-deutsch gemischten Siedlungen niederließen und spätestens in den 1990er Jahren nach Deutschland zum Teil in die Dörfer und Städte migrierten, aus denen einst ihre Vorfahren inzwischen vor 200 Jahren ausgewandert waren. Daneben gibt es diejenigen Kaukasusschwaben, die von den Zwangsdeportationen ausge-

nommen waren und / oder in die kaukasischen Dörfer zurückkehren durften, was nur dann der Fall war, wenn man eine/n einheimische/n Partner/in hatte.

IM LAUFE DES 19. JHDS. ENTSTANDEN ÜBER 20 TOCHTERKOLONIEN IM SÜDKAUKASUS

Auf der anderen Seite sind – der zahlenmäßig geringste Teil der Kaukasiendeutschen – die Nachfahren jener Teilgruppe der so genannten ‚Russlanddeutschen‘, die sich bereits im 18. und 19. Jahrhundert als Architekten und Ingenieure in der Ölmetropole Baku oder als Kaufleute, Apotheker und Ärzte in der Handelsstadt Tbilisi niedergelassen und sich mit den Einheimischen vermischt haben, deren Nachkommen heute zum Teil ein gut ausgebildetes umgangssprachliches bis standardnahes Deutsch sprechen, was wohl an der hervorragenden zumeist akademischen Bildung liegt, auf die die Familien großen Wert gelegt haben (siehe zu dieser Teilgruppe der ‚Russlanddeutschen‘ Anm. 5).



Abb. 3: Ehemalige deutsche Walker-Apotheke in Bolnisi (Georgien), 2017

	generation I 1917–1942		generation II 1943–1973		generation III 1974–1999	
	female	male	female	male	female	male
Baku (AZ)			2			
Tbilisi (GE)	1		2			
Bolnisi (GE)	2	1		1		
Landau		1				
Neustadt- Hambach		1				
Schwaikheim		1	1	1		2
Offenburg	6	1	1	1		
Altenheim	1		1	1		
Gesamt	10	5	7	4	–	2

Abb. 4: Verteilung der Informantengespräche (gesamt)

Entsprechend dem skizzierten historischen Hintergrund finden sich die drei Gruppen auch in unterschiedlichen Sprachkontaktkonstellationen wieder: Die zuletzt beschriebene und damit kleinste Gruppe hat als L1 entweder eine standardnahe deutsche Varietät oder das Russische und als L2 entweder das Russische oder eine standardnahe deutsche Varietät, je nachdem, was sie von ihren Eltern zuerst erlernt haben. Gerade bei der ältesten Generation (I)⁶ kommt als L3 die jeweilige Landessprache dazu.

ZU UNTERSCHIEDEN: DREI GRUPPEN VON KAUKASIENDEUTSCHEN MIT UNTERSCHIEDLICHEN SPRACHKONTAKT- KONSTELLATIONEN

Anders ist es bei der Gruppe der Kaukasiendeutschen, die die kaukasischen Dörfer nicht verlassen hat oder zurückkehren durfte und zu den Nachfahren der Kaukasusschwaben gehört: In den meisten Fällen ist L1 entweder eine schwäbische Varietät oder die Sprache des nichtdeutschen Elternteils (Georgisch oder Aserbaidschanisch). L2 ist dann meistens diejenige Sprache oder Varietät des nicht L1 sprechenden Elternteils. L3 ist bei dieser Gruppe meistens das standardnahe Deutsch und L4 das Russische. L2 und L3 wurden in der Schule erlernt. Bei der zahlenmäßig größten Gruppe der Kaukasiendeutschen ist L1 ohne Ausnahme eine schwäbische Varietät, L2 das standardnahe Deutsch und L3 dann Russisch, die die Generationen I und II meistens in der Schule erlernt haben (siehe Abb. 4).

Im Allgemeinen verfügen alle drei Gruppen aufgrund der Sprachrepressionspolitik in der Sowjetunion, die die kaukasischen Länder ebenso betraf wie die zentralasiatischen, über das Russische auf einem sehr guten Niveau. Erst nach dem Zerfall der Sowjetunion

wurde vermehrt die jeweilige Landessprache wie Georgisch, Aserbaidschanisch und Armenisch gesprochen (sowie Kasachisch und Usbekisch, was theoretisch vor allem die Generation II betroffen hätte, wenn sie in den 1990er Jahren nicht ausgewandert wäre), vornehmlich jedoch weiterhin im familiären Rahmen. In der Öffentlichkeit wurde bis in die 1990er Jahre von den ersten beiden Generationen Russisch gesprochen.

MIT DEM ENDE DER SPRACHREPRESSIONS- POLITIK WERDEN AUCH DIE JEWEILIGEN FAMILIENSPRACHEN IN DER ÖFFENTLICHKEIT GEBRAUCHT

Mit dem Ende der Sprachrepressionspolitik werden schließlich auch die jeweiligen Familiensprachen in der Öffentlichkeit gebraucht. Allerdings unterscheidet sich der Gebrauch der jeweiligen Varietät nicht nur nach Land und Gruppenzugehörigkeit, sondern auch nach Generationszugehörigkeit.

Forschungsstand

Es gibt bereits zahlreiche Studien über deutschsprachige Minderheiten in Mittel- und Osteuropa im Allgemeinen. Neben Arbeiten über Deutsche in der Ukraine (vgl. Hvozdyak 2008; insbesondere Transkarpatien-Ukraine, siehe Melika 2002) und Rumänien (vgl. Bottesch 2008; Scheuringer 2010; insbesondere zum Banatschwäbischen, siehe Scheuringer 2016) sind vor allem Arbeiten von Berend (1998, 2011), Berend/Jedig (1991), Berend/Riehl (2008), Blankenhorn (2003) und Rosenberg (1994) zu nennen, die sich hauptsächlich den russisch-deutschen Dialekten in Russland bzw. der ehemaligen Sowjetunion widmen.

Die Erforschung der schwäbischen Varietät speziell der Siedlungen Transkaukasiens stellt in der sprachwissenschaftlichen Forschung bis heute ein Desiderat dar, obwohl gerade das Schwäbische im Gegensatz zu anderen deutschen Varietäten in Russland (Berend 2011) bis in die Vorkriegszeit der 1930er Jahre aufgrund der vergleichsweise abgeschlossenen Siedlungen der Kaukasusschwaben sich mit anderen deutschen Varietäten in Russland wenig bis gar nicht vermischt hat (Berend 2011, S. 103, 105). Diese Datenlücke

in der Sprachkontaktforschung sowie der Variationslinguistik soll nun geschlossen werden. Erstmals wurden im Herbst/Winter 2017 von der Autorin knapp dreißig Kaukasiendeutsche der Erlebnisgeneration sowie zwei Nachkommengenerationen in Baku (Aserbaidschan), in Tbilisis Stadtteilen Didube (ehemals Alexandersdorf) und Tschugureti (ehemals Neu-Tiflis), in Bolnisi (ehemals Katharinenfeld) sowie in verschiedenen Städten Deutschlands wie Landau, Neustadt an der Weinstraße, Offenburg und Schwaikheim (Rems-Murr-Kreis) kontaktiert und Sprachdaten auf der Grundlage formeller, leitfadengestützter Interviews in Form von Fragebögen sowie freien Gesprächen (wie informelle Tischgespräche, die vornehmlich vom Alltag in den ehemaligen deutschen Siedlungen handeln) auf Audio sowie Video festgehalten, die demnächst ins Archiv für Gesprochenes Deutsch (AGD) des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache eingepflegt werden sollen. Die Zahl der Befragten ist quantitativ gesehen nicht sehr repräsentativ, dennoch können bei rund 15 Stunden Aufnahmematerial durchaus qualitative Aussagen getroffen werden.

Erste Ergebnisse zur Bedeutung des Deutschen für die Kaukasiendeutschen

Um die Bedeutung des Deutschen für die Kaukasien-deutschen zu ermitteln, wurden durch die bereits erwähnten Fragebögen sowohl sprachbiografische Daten der Informanten erfasst, als auch ihre jeweiligen Sprachkompetenzen im Deutschen bzw. Schwäbischen sowie Russischen, Georgischen, Armenischen und Aserbaidschanischen, ihre jeweiligen Spracheinstellungen sowie ihre soziale, kulturelle und mediale Situierung. In informellen Gesprächen konnten die Informanten ihre Erfahrungen mit Migration, Deportation und Repression (Sprache und Religion) vornehmlich in Bezug auf Sprache und Spracherwerb schildern. Im Folgenden werden vornehmlich die Antworten auf die Fragen nach der Muttersprache sowie die nach der selbst- sowie fremdwahrgenommenen ethnischen Identität vorgestellt. Die beiden Fragen nach der selbst- und fremdwahrgenommenen Identität sollen dabei die beiden spannungsreichen und gleichzeitig reziproken Pole von Selbstsein bzw. Selbsterleben und Fremdwahrnehmung zeigen (siehe Abb. 6).



Abb. 5: Erhebungssituation eines Informantengesprächs

FRAGEN NACH DER SELBST- UND FREMDWAHrgENOMMENEN IDENTITÄT SOLLEN DIE REZIPROKEN POLE VON SELBST-ERLEBEN UND FREMDWAHRNEHMUNG OFFENLEGEN

Bei der Frage nach der Muttersprache⁷ fällt auf, dass als Antwort am häufigsten die schwäbische Varietät und diese vornehmlich von der Erlebnisgeneration I genannt wird. Und es fällt ebenfalls stark auf, dass die II. Generation eine große Bandbreite an Antworten bietet, was ihre Muttersprache sei. Ansonsten wird die Frage in lediglich vier Fällen nicht mit ‚Deutsch‘ oder ‚Schwäbisch‘ beantwortet. Alle vier Informanten leben im Südkaukasus. Drei von ihnen geben darüber hinaus an, dass die Eltern mit ihnen aufgrund der sowjetischen Sprachrepressionspolitik nicht Deutsch gesprochen haben. Sie lernten Schwäbisch von den Großeltern (das gaben die beiden Kaukasusschwaben an) oder sie erlernten die deutsche Sprache im Studium (so

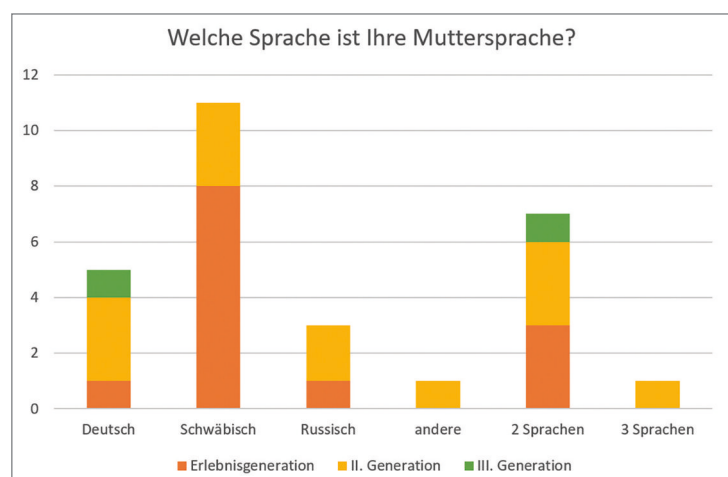


Abb. 6: Antworten der Informanten auf die Frage, welches ihre Muttersprache sei

wann i klei... gewese... ich bin aufgez... ah... meine... auf meine füß bin i au bei meiner großmutter... un so taun wir... Tag un nacht schprecht... schwäbisch... un... wann i... s:echs jahre sieben sieben jahre bin i gwea... ah dot... in de schule in russische schule... i_ hau gdenkt... deutsch... unt jetz denk i russisch... [lacht]... abba ich bin kein russ

Abgesehen von den zahlreichen Häsitationen und Pausen, die der Sprecher mit fehlender Sprachpraxis begründet, fällt vor allem der gleichzeitige Gebrauch des standardnahen Deutschen und der schwäbischen Varietät auf wie *i* und *ich*. In dem Moment, in dem sich der Sprecher sich an seine früheste Kindheit bei seiner Großmutter erinnert, fallen typisch schwäbische Diphthonge auf wie *gwea*, *hau* sowie *taun*, wobei letztere beiden Formen von anderen Kaukasideutschen in den Gesprächsaufnahmen nicht gebraucht werden. Neben der schwäbischen Varietät als L2 brachte ihm seine schwäbische Großmutter auch deutsches Lied- und Gedichtgut bei, wie Heinrich Heines Loreley, das er frei rezitierte – in der „Hochsprache“, wie er es nannte. Ob der gleichzeitige Gebrauch der standardnahen Varietät davon stammt oder vom Deutschunterricht in der Schule oder von seinem medialen Konsum – Megrelishvili gab an, dass er bis heute viel auf Deutsch im Internet liest und sich auch Filme und Videos auf Deutsch ansieht –, ist nicht zu entscheiden. Er selbst weist immer wieder bewusst auf den Unterschied zwischen dem „Dialekt“ Schwäbisch und der „Hochsprache“ Deutsch hin.

Als Muttersprache bezeichnet er später Georgisch (L1), obwohl er hier noch sagt, dass er bis zur ersten Klasse auf Deutsch gedacht habe und man das sei, in welcher Sprache man denke. Er bezeichnet sich dagegen immer wieder allein als Georgier. In der Familie wurde mit Ausnahme der Großmutter immer Georgisch gesprochen. Mit der Schule kam die russische Sprache als L3 dazu, die ihn bis ins Berufsleben als Flieger und Fluglehrer in der Armee begleitete und dort auch Hauptkommunikationssprache war. Die Sprachkontaktsituationen im Berufsleben fasst Megrelishvili folgendermaßen zusammen:

(2) Balthasar Megrelishvili (BM) berichtet über seinen Sprachkontakt im Berufsleben. (Beim Interview außerdem anwesend Gustav Armin (GA)) – Interview Katharina Dück (KD) 2017

BM da hawe wir kontakt... eh... gehabt... mit_e armenen mit_eh... grusine mit_e russen

KD ja

BM i bin selba ein grusin¹³

In dieser Zeit litt auch sein Georgisch unter der repressiven Sprachpolitik in der Sowjetunion. Er berichtet, dass er selbst mit seinen georgischen Kollegen meistens auf Russisch sprach und lediglich, wenn sie mal zu zweit allein waren, das Georgische gebrauchte. Erst seit er mit dem Ruhestand in seinen Geburtsort Bolnisi zurückkehrte, wurde das Georgische wieder zu seiner Hauptkommunikationssprache. Auffällig sind auch immer wieder Ad-hoc-Entlehnungen, die er aus dem Russischen in die deutsche Rede einbaut wie hier beispielsweise *grusin* anstatt ‚Georgier‘ und zum Teil nach Regeln deutscher Grammatik flektiert. Insgesamt fällt es dem Sprecher nicht nur hörbar schwer, auf Deutsch zu sprechen, er wechselt während des Interviews gelegentlich ins Russische oder Georgische.

Beide Beispiele zeigen, dass sich beim Informanten individuelle Konzepte von Identität überlagern, nämlich zum einen, dass man „das sei, in welcher Sprache man denke“, was bei ihm einerseits „deutsch“ und andererseits „Russisch“ sei, und das Konzept davon, dass man das sei, welche Sprache man zuerst erlernt habe, die bei



Abb. 8: Erntedankfest in der evangelisch-lutherischen Kirche Baku (Aserbaidschan)

ihm das Georgische war, und er sich heute auch als Georgier sehe. Auf die Frage danach, wie ihn seine Umwelt wahrnimmt, antwortet er: als „Russe“, als „Georgier“ und als „Deutscher“. Diese gesamte Bandbreite spiegelt sich in seiner Identitätskonstruktion. Im gesamten Gespräch schwankte er selbst immer wieder zwischen diesen drei Identitäten, was sich auch sprachlich vor allem in Form von Code-Switchings und einigen Transferenzen zeigte.

INDIVIDUELLE KONZEPTE VON IDENTITÄT ÜBERLAGERN SICH UND SPIEGELN SICH SPRACHLICH WIDER

Andere Kaukasiendeutsche im Südkaukasus wollen gar anhand ihrer Kompetenz in der deutschen Sprache den Grad ihres Deutschtums bezeugen. So seien ihre Gemeindeglieder in der evangelisch-lutherischen Kirche, die ihre Wurzeln in der von den schwäbischen Siedlern noch 1818 gegründeten Kirche hat und die ihre Gottesdienste bis heute in Teilen in deutscher Sprache durchführt, keine echten Deutschen so wie sie. Dies gelte auch für die *Einung – Assoziation der Deutschen Georgiens* (Tbilisi, Georgien) und auch für die Mitglieder im *Verein zur Bewahrung deutschen Kulturguts im Südkaukasus* (Tbilisi, Georgien). Man sucht Zeugen und Argumente, weswegen sie selbst der bzw. die letzte Deutsche im Südkaukasus seien. So spielt bei solchen Argumentationen die Sprache eine wesentliche Rolle, tatsächlich sind gerade psychologische, soziologische, religiöse und kulturelle Faktoren bei der Identitätsbildung der Kaukasiendeutschen wesentlich. Denn eine künstliche Abgrenzung von Kaukasiendeutschen in Deutschland und Kaukasiendeutschen im Südkaukasus wie sie beispielsweise in dieser Studie vorgenommen wird, wird in der Gruppe nicht gemacht.

ZUSAMMENGEHÖRIGKEITSGEFÜHL DER KAUKASIENDEUTSCHEN IST LÄNDER- ÜBERGREIFEND

Das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser Gruppe ist sogar länderübergreifend, und man fühlt sich den Kaukasiendeutschen im Südkaukasus näher als den Binnendeutschen in Deutschland. Denn die Binnen-

deutschen erkennen selbst die schwäbische Varietät nicht als die ihre an: „Isch au Dialäggd, bloß andersch“, wie eine Informantin berichtete, die auf einen älteren Schwaben in Deutschland (Nagold) traf, der eine westschwäbische Varietät gebrauchte.

Schlussbemerkung

Das Verhältnis von Sprache und Identität, das auf der Bedeutung von Sprache für die Kaukasiendeutschen fußt und hier allenfalls nur angerissen werden kann, ist komplex bis kaum überschaubar. Der Identitätsfaktor Sprache muss durch weitere Faktoren wie Geografie, Kultur, Politik sowie (sprachlich-)historisches Erbe der Gruppe, aber auch das Individuum direkt betreffende Parameter erweitert werden. Zwar ist die Sprache, speziell die schwäbische Varietät, für die Minderheiten-Gruppe der Kaukasiendeutschen von großer Bedeutung, was man daran merkt, dass die Bemühungen, der dritten Generation – nach der „Ausfallgeneration“ durch politische Sprachrepression – stark steigen. Selbst die Nachfahren der Kaukasiendeutschen im Kaukasus lernen wieder Deutsch, wenn auch aus vermeintlich zukunftsrelevantem Nutzen im Berufsleben und nicht aus Gründen des Kulturerhalts. ■

Anmerkungen

- ¹ Vgl. z. B. Hoffmann (1905); Allmendinger (1989); Songulašvili (1997); Auch (2001); Haigis/Hummel (2002); Föll (2002); Springhorn (2004); Paulsen (2016); Hertsch/Er (Hg.) (2017).
- ² Vgl. dazu Laubhan (2017, S. 43 f.).
- ³ Der heute gebräuchliche Begriff des ‚Russlanddeutschen‘ ist irreführend und nicht unproblematisch: Er wurde in der Zwischenkriegszeit als Teil des völkischen Diskurses der Weimarer Republik gebildet und durch deutsche Migranten aus Russland bzw. der Sowjetunion geprägt. Vgl. dazu Petersen/Weger (2017, S. 177-198). Zum historischen Hintergrund der Deutschen aus Russland siehe Dinges (1923); Längin (1991); Stumpp (1991); Wiens (1993); Eisfeld (1999); Eisfeld/Herdt (1996); Berend (2003); Blankenhorn (2003); Krieger/Kampen/Paulsen (2006); Krieger (2013, 2017 [2015]).
- ⁴ Vereinzelt gab es schon vor der Deportation Kontakt beispielsweise mit Wolgadeutschen, wenn diese in Hungerjahren aus dem Norden in die transkaukasischen deutschen Dörfer kamen. Auch berichteten einige Kaukasiendeutsche, dass kurz vor den Deportationen im August

1941 Russen Krimdeutsche in die kaukasischen Dörfer brachten, um bei der Ernte zu helfen, bevor schließlich mit dem Abschluss der Ernte alle nach Zentralasien deportiert wurden.

- ⁵ Die Gruppe der so genannten ‚Russlanddeutschen‘ ist historisch gesehen sehr heterogen, was nicht oft genug dargestellt wird und muss allein aus linguistischer Perspektive in mindestens zwei Gruppen eingeteilt werden: Auf der einen Seite gab es diejenigen, die bereits seit Mitte des 16. Jahrhunderts aus beruflichen Gründen nach Russland emigriert sind und vornehmlich höheren Ständen des städtischen Deutschtums angehörten wie Ingenieure, Architekten, Ärzte, Offiziere und Kaufleute. Sie blieben meist vorübergehend in Russland (dort meistens wohnhaft in Metropolen wie Moskau, St. Petersburg, später auch Odessa, Tiflis und Baku), behielten die deutsche Staatsbürgerschaft bei oder gingen nicht selten im Russentum auf und gaben später ihre deutsche Sprache auf. Auf der anderen Seite gab es die zahlenmäßig viel größere Gruppe, die dem Werben und der planmäßigen Siedlungspolitik russischer Zaren zwischen 1763 und 1824 folgten und nach Russland emigrierten. Die Motive dieser Gruppe waren wirtschaftliche, soziale und religiöse. So handelt es sich bei dieser Gruppe vorwiegend um eine ländliche, ackerbautreibende Bevölkerung, Handwerker und Winzer (Stumpp 1982, S. 6). Sie siedelten sich gelenkt in neueroberten, meist ländlichen Gebieten im Süden Russlands an: in meist geschlossenen Kolonien dauerhaft zunächst seit 1763 an der Wolga, dann seit 1780 um das Schwarze Meer und auf der Krim und noch später – seit 1817 – in der Kaukasusregion. Leider kann dies hier aus Platzgründen nicht ausführlich diskutiert werden.

- ⁶ Zur Ermittlung der Generationen siehe Abb. 4 mit der Verteilung der Informantengespräche (gesamt).

- ⁷ Es wurde nach ‚Muttersprache‘ und nicht nach ‚Erstsprache‘ gefragt, weil die Informanten kein Konzept vom Begriff der ‚Erstsprache‘ haben.

- ⁸ Zu den uneindeutigen Antworten zählen: „es kommt auf den Bildungsstand an, als wer ich wahrgenommen werde“, „können denken, was sie wollen“, „kommt drauf an, wo man ist“, „in Kasachstan waren wir Deutsche, hier sind wir Russen“.

- ⁹ Die Namen wurden von der Autorin geändert.

¹⁰ ... Pause

¹¹ : Dehnung

¹² _ Klitisierung

¹³ *grusin* russ. für ‚Georgier‘.

Literatur

Allmendinger, Ernst (1989): Katharinenfeld. Ein deutsches Dorf im Kaukasus. 1818-1941. Neustadt a.d. Weinstraße: E. Allmendinger.

Auch, Eva-Maria (2001): Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbaidschan. Wiesbaden: Reichert.

Berend, Nina (1998): Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen. (= Studien zur deutschen Sprache 14). Tübingen: Narr.

Berend, Nina (2003): Zur Vergleichbarkeit von Sprachkontakten: Erfahrungen aus wolgadeutschen Sprachinseln in den USA und Russland. In: Keel, William D. / Mattheier, Klaus J. (Hg.): German language varieties worldwide: internal and external perspectives / Deutsche Sprachinseln weltweit: Interne und externe Perspektiven. Frankfurt a. M.: Lang, S. 239-268.

Berend, Nina (2011): Russlanddeutsches Dialektbuch. Die Herkunft, Entstehung und Vielfalt einer ehemals blühenden Sprachlandschaft weit außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets. Halle a. d. Saale: Projekte-Verlag Cornelius.

Berend, Nina / Jedig, Hugo (1991): Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie. (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 53). Marburg: Elwert.

Berend, Nina / Riehl, Claudia Maria (2008): Russland. In: Eichinger / Plewnia / Riehl (Hg.), S. 17-58.

Biedlingmeier, Emil (2005): Ahnenbuch von Katharinenfeld in Georgien, Kaukasus. Chronik der Familien. Neustadt a. d. Weinstraße: Bockfeld.

Blankenhorn, Renate (2003): Pragmatische Spezifika der Kommunikation von Russlanddeutschen in Sibirien. Entlehnung von Diskursmarkern und Modifikatoren sowie Code-switching. (= Berliner Slawistische Arbeiten 20). Frankfurt a. M.: Lang.

Bottesch, Johanna (2008): Rumänien. In: Eichinger / Plewnia / Riehl (Hg.), S. 329-392.

Dinges, Georg (1923): K izučeniju govorov Povolžskich nemecev (rezul'taty, zadači, metody). Učenyje zapiski Saratovskogo universiteta, t. 4, vyp. 3. Saratow.

Eichinger, Ludwig M. / Plewnia, Albrecht / Riehl, Claudia Maria (Hg.) (2008): Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa. Tübingen: Narr.

Eisfeld, Alfred (1999): Die Russlanddeutschen. Bd. 2: Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche. 2., erw. und aktualisierte Aufl. (= Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat 2). München: Langen Müller.

- Eisfeld, Alfred / Herdt, Victor (Hg.) (1996): Deportation, Sondersiedlung, Arbeitsarmee. Deutsche in der Sowjetunion 1941 bis 1956. (= Göttinger Arbeitskreis: Veröffentlichung 453). Köln: Wissenschaft und Politik.
- Föll, Renate (2002): Sehnsucht nach Jerusalem. Zur Ostwanderung schwäbischer Pietisten. (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 23). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Haigis, Peter / Hummel, Gert (2002): Schwäbische Spuren im Kaukasus. Auswandererschicksale. Metzingen: Sternberg.
- Hvozdyak, Olga (2008): Ukraine. In: Eichinger / Plewnia / Riehl (Hg.), S. 83-144.
- Hertsch, Max Florian / Er, Mutlu (Hg.) (2017): Deutsche im Kaukasus. Mit einem Addendum zu den Deutschen in Kars. Zusammengef., überarb. Neuaufl. der Trilogie „Vom Kaukasus nach Kasachstan“ von Edgar Reitenbach. (= Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit 94). Hamburg: Dr. Kovač.
- Hoffmann, Paul (1905): Die deutschen Kolonien in Transkaukasien. Berlin: Reimer.
- Krieger, Viktor (2013): Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis. (= Geschichte, Kultur und Lebensweisen der Russlanddeutschen 1). Münster: LIT.
- Krieger, Viktor (2017 [2015]): Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen. Nachdruck von 2015 (= Bundeszentrale für politische Bildung 1631). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Krieger, Viktor / Kampen, Hans / Paulsen, Nina (2006): Deutsche aus Russland gestern und heute. Volk auf dem Weg. 7. Aufl. Stuttgart: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.
- Längin, Bernd G. (1991): Die Russlanddeutschen unter Doppeladler und Sowjetstern. Städte, Landschaften und Menschen auf alten Fotos. Augsburg: Weltbild.
- Laubhan, Rita (2017): Alexandersdorf – ein schwäbisches Dorf im Kaukasus. Die ersten 100 Jahre. Familienchronik (1817-1917). Weißenthurm: Cardamina.
- Melika, Georg (2002): Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine. Entstehung, Entwicklung ihrer Siedlungen und Lebensweise im multiethnischen Raum. (= Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. 84). Marburg: Elwert.
- Paulsen, Nina (2016): Die Deutschen in der Kaukasusregion: „Verlorene Vergangenheit, die mit uns bleibt.“ (= Eckartschrift 222). Wien: Österreichische Landsmannschaft.
- Petersen, Hans-Christian / Weger, Tobias (2017): Neue Begriffe, alte Eindeutigkeiten? Zur Konstruktion von ‚deutschen Volksgruppen‘ im östlichen Europa. In: Weber, Matthias (Hg.): Nach dem Großen Krieg 1918-1923. (= Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa 25). München: de Gruyter Oldenbourg, S. 177-198.
- Rosenberg, Peter (1994): Varietätenkontakt und Varietätenausgleich bei den Rußlanddeutschen: Orientierungen für eine moderne Sprachinselforschung. In: Berend, Nina / Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt a. M. / Tübingen: Lang, S. 123-164.
- Scheuringer, Hermann (2010): Das Deutsche und die Deutschen in Rumänien – Statusfragen einer Minderheit angesichts ihrer tiefen demographischen Zäsur. In: Földes, Csaba (Hg.): Deutsch in soziolinguistischer Sicht. Sprachverwendung in Interkulturalitätskontexten. (= Beiträge zur Interkulturellen Germanistik 1). Tübingen: Narr, S. 117-127.
- Scheuringer, Hermann (2016): Research in progress zum Banater Berglanddeutschen. In: Lăzărescu, Ioan / Scheuringer, Hermann / Sprenglinger, Max (Hg.): Stabilität, Variation und Kontinuität. Beiträge zur deutschen Sprache in Rumänien aus variationslinguistischer Sicht. (= Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa 2). Regensburg: Friedrich Pustet, S. 231-245.
- Songulašvili, Avtandil (1997): Die Deutschen in Georgien. Germanelebi sak'art'veloši. Tiflis: Mezniereba.
- Springhorn, Daphne (2004): Deutsche in Georgien. Tiflis: Goethe-Institut.
- Stumpp, Karl (1982): Die Russlanddeutschen. Zweihundert Jahre unterwegs. Stuttgart: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.
- Stumpp (1991): Die Auswanderung aus Deutschland nach Russland in den Jahren 1763-1862. Deutschland: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.
- Wiens, Herbert (Hg.) (1993): Volk auf dem Weg. Deutsche in Russland und in der GUS 1763-1993 / Немцы в России и в СНГ 1763-1993. 4. überarb. Aufl. Stuttgart: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.

Bildnachweise

S. 14, 15, 18, 19: Katharina Dück

S. 17 oben: Paul Schüle

S. 17 unten: Für die Erstellung dieses Diagramms dankt die Autorin Nina Sternitzke, die im Juni 2018 ein Praktikum im Programmbereich Sprache im öffentlichen Raum am IDS absolvierte. ■

Im IDS-Verlag neu erschienen:

Norbert Dittmar /
Christine Paul (Hrsg.):

Sprechen im Umbruch. Zeitzeugen erzählen und argumentieren rund um den Fall der Mauer im Wendekorpus.

ISBN: 978-3-937241-72-2. 2019. 200 S.

€ 35,- (D).



Die Beiträge untersuchen soziolinguistische, grammatische und pragmatische Aspekte des Wendekorpus, das authentische Erzählungen und streitbare Auseinandersetzungen rund um den Mauerfall und die Wiedervereinigung in den frühen 1990er Jahren dokumentiert. Was unterscheidet Umbruch Erzählungen von anderen Erzähltypen (Bredel)? Anhand des verwendeten Ausdrucksrepertoires zeigt Schwitalla, wie unbegreiflich und undenkbar der Mauerfall für die meisten Ostdeutschen war. Historisch und aktuell ist die Frage, wie West- und Ostdeutsche ihre Identitäten anhand von Aussagen über das *deutsch-deutsche Anderssein* (Paul) und die Verwendung der stereotypen Zuschreibungen *Ossi* und *Wessi* (Roth) konstruieren. Dieses Anderssein, so der Beitrag von Dittmar, finde auch seine Resonanz in *Umbruchstilen*, die die *beschädigte* (Ost) und *hegemoniale* Identität (West) der Sprechenden reflektiere. Schließlich werden die *erzählte Zeit* (d.h. der Unterschied zwischen Präteritum und Perfekt) und die *Ausbaumuster* von narrativen Äußerungen im Nachfeld unter die grammatische Lupe genommen.

Der Band ist nicht nur für Linguisten, sondern auch als didaktisch relevante Hintergrundlektüre für Deutsch und Geschichte Unterrichtende gedacht, die das *Unterrichtsmaterial Wendekorpus (Text & Ton) für ein lebendiges kollektives Gedächtnis* (www.bpb.de/deutschlandarchiv) nutzen wollen.

Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel oder unter <http://buchshop.ids-mannheim.de> erhältlich.

Unter <https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/9349> können Sie den Band auch kostenlos als PDF herunterladen.

**IDS-VERLAG, c/o IDS,
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim**

IDS

LEIBNIZ-INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

UNSÄGLICHES WIRD SAGBAR

Zu Funktion und Wirkung von Politikeräußerungen

Der Autor ist emeritierter Professor für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg.

Er war von 2002 bis 2006 Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache und ist derzeit Mitglied des Internationalen Wissenschaftlichen Rats.

Spätestens seit dem Mord am Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke ist die Sprache in der Öffentlichkeit und in den sozialen Medien Gegenstand des öffentlichen Diskurses. Erschütternd und widerlich sind die Häme, der Hass, die Brutalität, die Menschenverachtung, die häufig genug geäußert werden. Der Verdacht, dass die Sprache nur die Vorstufe der Tat ist, ist weitgehend zur Gewissheit geworden. Der Dichter Durs Grünbein meinte in der Hamburger Wochenzeitung ‚Die Zeit‘ vom 10.1.2019: „Dem Mund, der Hassparolen brüllt, folgt die Faust.“ Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sagte in einem Interview mit der ‚Süddeutschen Zeitung‘: „Wo die Sprache verroht, ist die Straftat nicht weit.“ (SZ Online 17.6.2019) Diese beiden Äußerungen, von Prominenten getan, stehen für viele weitere ähnlichen oder gleichen Inhalts.

Derartige Äußerungen aber lassen außer Acht, dass die „verrohte Sprache“, dass die „Hassparolen“ nicht einfach spontan, gewissermaßen aus dem kommunikativen Nichts entstehen; sie bedürfen einer passenden sprachlichen und atmosphärischen Umgebung, die meistens nicht in irgendwelchen Hinterzimmern oder an irgendwelchen Stammtischen, sondern oft genug in Staatskanzleien, Ministerien, Parlamenten oder Parteizentralen erzeugt oder zumindest angeregt wird.

Auch nach dem Mord an Walter Lübcke wurde u. a. von Teilnehmern an Pegida-Demonstrationen mehrmals als Erklärung und wohl auch als Entschuldigung geäußert, dass die deutsche Kanzlerin schuld auch an den Todesschüssen sei, weil sie im September 2015 rechtswidrig für ‚Migranten‘ die Grenzen geöffnet habe. Mit anderen Worten, aus einem vermeintlichen oder tatsächlichen Rechtsverstoß einer Politikerin wird das Recht zur Tötung eines anderen Politikers abgeleitet.

In einem Interview mit der ‚Passauer Neuen Presse‘ vom 9.2.2016 kündigt Horst Seehofer, damals bayerischer Ministerpräsident und Vorsitzender der CSU, an, dass die Staatsregierung möglicherweise Klage gegen die Bundesregierung beim Bundesverfassungsgericht einreichen werde. Seehofer sieht sich zu einem solchen Schritt verpflichtet, denn „Wir haben im Moment keinen Zustand von Recht und Ordnung. Es ist eine Herrschaft des Unrechts.“

Im Gegensatz zum vorausgehenden Kontext ist diese Aussage ganz allgemein formuliert; es geht nicht mehr um Flüchtlinge oder ‚Migranten‘, sondern generell um *eine Herrschaft des Unrechts*. Der Vorgängersatz spricht ebenfalls ganz allgemein von einem *Zustand von Recht und Ordnung*, allerdings ist dieser *Zustand* nicht vorhanden. Seehofer verwendet das Verbum *haben*, das nicht nur ‚besitzen‘ bedeutet, sondern auch einen Zustand ausdrücken kann: *Wir haben jetzt Frühling* bezeichnet dasselbe wie *Es ist jetzt Frühling*. Das Verbum *haben* ermöglicht, dass die Betroffenen direkt genannt werden; in der Regel wird in solchen Konstruktionen das Personalpronomen *wir* gesetzt, das sagt, dass eine Person als Sprecher für eine ganze Gruppe auftritt. Der Sprecher präsentiert sich als Teil der Gruppe, in unserem Beispiel: Der Ministerpräsident sieht sich als Mitglied des Volkes, das auf einen *Zustand von Recht und Ordnung* verzichten muss. Der Negationsartikel *kein* informiert, dass ein *Zustand von Recht und Ordnung* der normale Zustand sein sollte.

Dem steht nun die tatsächliche bzw. die als tatsächlich gesehene Situation gegenüber, die nun nicht mehr per negationem formuliert wird. Die unpersönliche Konstruktion *es ist* nennt keine betroffenen Personen oder Gruppen, sondern verleiht der Aussage einen objektiven Charakter, die Beschreibung des Zustands gilt für alle. Allerdings wird im zweiten Satz aus dem *Zustand* eine *Herrschaft*, noch dazu eine *Herrschaft des Unrechts*. Das *Unrecht* hat also die „Befehlsgewalt, Regierungsgewalt, Macht“ (so das Interpretament von *Herrschaft* in Wahrig 2012) in Deutschland. Seehofer drückt damit aus, dass die Grundlagen eines geordneten Staatswesens zur Zeit nicht funktionieren. In dieser generalisierenden Formulierung ist *Unrecht* nicht bloß eine „unrechte Tat“ (Wahrig 2012), sondern vielmehr ein „dem Recht, der Gerechtigkeit entgegengesetztes, das Recht, die Gerechtigkeit verneinendes Prinzip“ (Duden 2011).

Das Substantiv *Herrschaft* fordert genauere Informationen darüber, wer die Herrschaft ausübt: Wenn man also von der *Herrschaft des Unrechts* spricht, dann meint man Personen, die bei der Ausübung ihres Amtes ein Unrecht begehen oder jemand anderem ein Unrecht zufügen. Auf diese Weise kritisiert Seehofer die Bun-



deskanzlerin und wirft ihr vor, unrecht zu handeln, unrechte Taten zu vollbringen oder Unrecht zuzulassen. Dagegen müsse/n der bayerische Ministerpräsident oder/und die bayerische Staatsregierung vorgehen. Da, wie gesagt, die Äußerung Seehofers ganz allgemein formuliert ist, sagt sein Vorwurf, dass die Kanzlerin generell, d. h. in allen wesentlichen politischen Belangen ein Unrechtsregime ausübt. Dieser Vorwurf ist starker Tobak, weil er letztlich nicht nur auf ein Regierungsversagen, sondern darüber hinaus auf eine Staatskrise hinausläuft und zudem alle menschlichen Aspekte von Merkels Regierungshandeln zumindest ignoriert, wenn nicht leugnet.

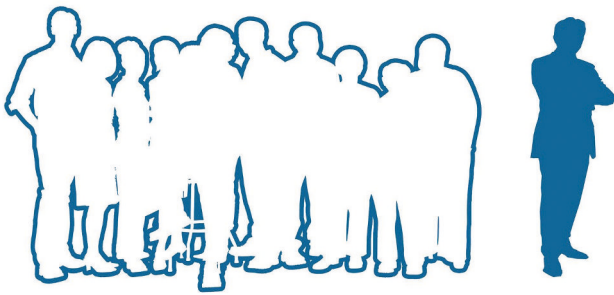
Das Interview mit der ‚Passauer Neuen Presse‘ fand kurz vor dem Politischen Aschermittwoch 2016 statt und diente auch schon dessen Vorbereitung. Deshalb ist Seehofers Äußerung wie ein Slogan formuliert, der imstande ist, zunächst seine Anhänger in lautstarke Zustimmung zu versetzen. Von da an kann die „Verrohung der Sprache“ ihren Lauf nehmen. Damit soll nicht gesagt werden, dass Seehofer das Ganze angestoßen hat; hier und bei den folgenden Beispielen ist es möglich und wahrscheinlich, dass Seehofer irgendwelche (Stammtisch-)Parolen aufgegriffen hat. Doch wenn ein Ministerpräsident oder ein Bundesminister Derartiges formuliert, dann bekommen solche Äußerungen in dafür empfänglichen Kreisen eine besondere Dignität.

In der politischen Auseinandersetzung scheut sich Horst Seehofer nicht, sich der Sprache rechter Parteien und Gruppierungen zu bedienen. Auf diese Weise stützt und verstärkt er den rechten Sprachgebrauch. Er stützt und verstärkt auch die Stimmung, die sich in den sog. Sozialen Medien immer breiter macht; oder wie es der österreichische Journalist Helmut Brandstätter über diesen Typus von Politiker formuliert: „Und schon werden die Emotionen angeheizt, es wird Angst verbreitet und Sündenböcke müssen geschlachtet werden.“ (Brandstätter 2019, S. 59)

Horst Seehofer hat schon beim Politischen Aschermittwoch 2011, dem 9. März, darauf hingewiesen, dass die Migration eine kriegerische Bedrohung ist: „Wir wer-

den uns gegen Zuwanderung in deutsche Sozialsysteme wehren – bis zur letzten Patrone“. Diese Äußerung wurde bereits im März 2011 stark kritisiert, mehrere Journalist/innen haben daran erinnert, dass „auf den Tag genau 66 Jahre“ davor befohlen wurde, „die Reichshauptstadt ‚bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone‘ zu verteidigen“. Es soll hier nicht erörtert werden, ob der „Rückgriff auf die Sprache der Nationalsozialisten“ (Andreas Borcholte, Spiegel Online 9.10.2015) bewusst erfolgt ist. Wie schon gesagt, sieht Seehofer die *Zuwanderung in deutsche Sozialsysteme* als einen Vorgang, gegen den mit Waffengewalt vorzugehen ist. Es wird dabei nicht klar, wer sich wehren muss, wer mit dem Pronomen *wir* gemeint ist: entweder die bayerische Staatsregierung oder die CSU oder die Koalitionsregierung in Berlin; es wird nicht klar, gegen wen man kämpfen muss (es könnten auch die Koalitionspartner in Berlin sein). Markant hingegen ist der heroische Aspekt in dieser Äußerung: Seehofer rechnet damit, dass er (oder *wir*) auch kämpfend, d. h. nach der letzten Patrone, untergehen kann (können). So gesehen wird die Migration – 2011 wurde dieses Wort noch nicht so oft verwendet wie heute – zur tödlichen Bedrohung für den ganzen Staat. Sozialpolitik wird zur Notwehr gegen Ausländer, in diesem Fall auch gegen EU-Ausländer. Derartige Ansichten sind in den letzten Jahren oft genug geäußert bzw. wiederholt worden.

Dekuvrierend ist auch die Formulierung *Zuwanderung in deutsche Sozialsysteme*. Das Duden-Universalwörterbuch paraphrasiert das Nomen actionis *Zuwanderung* mit der synonymen Infinitivkonversion *das Zuwandern*; das Verbum *zuwandern* bekommt das Interpretament „von auswärts, bes. aus einem andern Land, in ein Gebiet, an einen Ort kommen, um dort zu leben“ und den Kontextbeleg *sie sind aus der Ukraine nach Bayern zugewandert* (Duden 2011). Seehofers Feinde, gegen die er zu Felde ziehen muss, wandern aber nicht in ein Land, nicht einmal nach Bayern zu, sondern in mehrere *deutsche Sozialsysteme*; sie wollen – so Seehofer – in Deutschland einfach schmarotzen, sich etwas nehmen, was ih-



nen nicht zusteht. Und das muss mit Waffengewalt verhindert werden. Es gibt demnach Situationen, in denen der Einsatz von Schusswaffen nicht nur erwünscht, sondern geradezu geboten ist. Die martialische Metaphorik macht ein merkwürdiges und gefährliches Politik- und Sprachverständnis sichtbar.

Bayerns Innenminister Joachim Herrmann und Ministerpräsident Markus Söder wählten hingegen eine ganz andere Sicht auf die Welt der Flüchtlinge: Sie sprachen von *Asyltourismus*. Dieses Wort stand von Anfang an im Zentrum öffentlicher Kritik. In einem Interview mit der Würzburger Tageszeitung ‚Main-Post‘ (<www.mainpost.de>, 8.7.2018) erwidert Söder auf den Vorschlag, das inkriminierte Wort ganz einfach durch Flucht zu ersetzen: „Wenn sie trotzdem nach Deutschland kommen [nachdem sie in einem anderen Land die EU erreicht haben], heißt das in EU-Deutsch Sekundärmigration. Finden Sie diesen Begriff verständlicher?“ Söder stellt seinem ‚Reizwort‘ einen Fachterminus der EU-Administration gegenüber. Er spricht von „EU-Deutsch“ und stellt den Terminus als unverständlich hin. Damit will er auch die EU-Administration kritisieren, zumindest lächerlich machen.

Das Wort *Asyltourismus* soll die Ziele der ‚Migranten‘ dekurvieren. *Tourismus* ist ein Reisen zu selbstgewählten Zielen, das der Erholung oder/und dem Vergnügen, bisweilen auch der Bildung dient. Das Wahrig-Wörterbuch der deutschen Sprache (Wahrig 2012) gibt als Bedeutung von *Tourismus* an: „das Reisen der Touristen“, dementsprechend wären die Flüchtlinge *Asyltouristen*. Tourismus ist in vielen Ländern ein bedeutender Wirtschaftsfaktor, Touristen lassen in diesen Ländern viel Geld. Die *Asyltouristen* hingegen kosten Geld; dass sie aus fremden Ländern und Kulturen kommen, wird als Bedrohung empfunden; xenophobe Politiker/innen schüren die Angst davor. Der Zweck dieser merkwürdigen Wortbildung ist der Nachweis, dass Flüchtlinge sich wie Touristen benehmen, aber nicht die Gegenleistungen erbringen, die man von

Touristen erwartet. Diese Form des Tourismus belastet nur die Gesellschaft, weshalb alles unternommen werden muss, sich dieser Art zu reisen zu erwehren.

Söder stellt die Frage, ob der EU-Terminus *Sekundärmigration* „verständlicher“ ist als sein Wort *Asyltourismus*. Da dieses Wort allerdings in keiner Weise das wiedergibt, was Söder zu meinen vorgibt, muss er sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er ganz bewusst mit einem ‚Reizwort‘ keine Sachverhalte benennen, sondern in erster Linie Emotionen seines Wahlvolks erregen will. Wie gefährlich das werden kann, erfahren wir immer wieder. Man muss aber noch erwähnen, dass Söder seinen Stil geändert hat, was hier nicht kommentiert werden soll.

Die Angst vor Fremden, vor allem vor fremden Menschen, ist sehr oft zu beobachten. Es ist daher eine häufig angewendete rhetorische Technik, die Ursachen für diese Angst beim politischen Gegner auszumachen. Schon in den frühen 90er Jahren des letzten Jahrhunderts, als sich die SPD gegen eine Einschränkung des Grundrechts auf politisches Asyl sträubte, prägte der damalige Generalsekretär der CDU ein solches Schlagwort: „Verweigere sich die SPD der GG-Änderung, werde ‚jeder Asylant‘ zum ‚SPD-Asylanten‘“ (Münch 2014, S. 71). Die Reaktion von SPD-Politikern/innen war deutlich: „Nach Meinung von Däubler-Gmelin und anderer SPD-Abgeordneter haben Ruhe und die Union mit ihrer aggressiven Asylkampagne die Ausländerfeindlichkeit geschürt und den Gewalttätern Legitimationen für ihre Handlungen geliefert“ (Münch 2014, S. 71).

In der jüngsten Vergangenheit hat sich Seehofer zu einem ganz anderen Problem zu Wort gemeldet. Der EU-Gerichtshof hatte das deutsche Gesetz zur Maut auf Autobahnen für EU-rechtswidrig erklärt. Seehofer hatte die Idee von einer Maut für Autobahnen venti-

liert und als CSU-Vorsitzender angekündigt, dass es ohne die Maut keine Koalition in Berlin geben werde. Nach dem Urteil sagte er: „Mein Gott, man muss Gerichtsurteile akzeptieren, aber man muss sie nicht verstehen.“ Er verstehe dieses Urteil jedenfalls nicht. Und es werde die „Zustimmung gegenüber europäischen Institutionen nicht gerade erhöhen“. (SZ Online, 18.6. 2019)

Seehofer's Reaktion hat zwei Aspekte: Zum einen nimmt er, jetzt als Bundesinnenminister, Stellung zur Gewaltenteilung. Natürlich weiß er, dass Gerichte, somit auch der EuGH, in modernen Rechtsstaaten unabhängig sind. Dennoch nutzt er die Gelegenheit, auf den Zug von EU-Skeptikern aufzuspringen und gleich die „europäischen Institutionen“ aufs Korn zu nehmen. Auf der Homepage der EU lesen wir unter der Überschrift „Gerichtshof der Europäischen Union (EuGH)“: „Der Gerichtshof der Europäischen Union legt das EU-Recht aus und gewährleistet damit, dass es in allen EU-Ländern auf die gleiche Weise angewendet wird. Außerdem entscheidet er in Rechtsstreitigkeiten zwischen nationalen Regierungen und EU-Institutionen.“ <<https://europa.eu/european-union>>. Der EuGH hat also für die EU dieselbe Funktion wie das Bundesverfassungsgericht für die Bundesrepublik Deutschland. Wenn das deutsche Bundesverfassungsgericht ein deutsches Gesetz für grundgesetzwidrig erklärt, käme kaum jemand auf die Idee, deutschen Institutionen die Zustimmung zu entziehen. Die Äußerung des Bundesinnenministers, der in seinem Amt auch für die Verfassungspolitik zuständig ist, ist in dem Sinn gefährlich, als der gesellschaftliche Konsens, der auch den Respekt vor staatlichen Institutionen einschließt, gestört, wenn nicht zerstört wird. Seehofer setzt das konsequent fort, was Söder mit seinem Begriff *EU-Deutsch* begonnen hat.

Gleichzeitig sagt er, dass er das Urteil nicht verstehe, was nicht heißt, dass es so kompliziert abgefasst ist, dass man es nicht verstehen kann, sondern dass er der Argumentation in diesem Urteil nicht zu folgen vermag. Dieser Teil der Seehofer'schen Äußerung steht in einem ganz anderen Zusammenhang. Indem Seehofer

das Urteil nicht versteht, nicht verstehen kann und nicht verstehen will, nimmt er für sich in Anspruch, dass er nur dem gesunden Menschenverstand folge und nicht irgendwelchen juristischen Spitzfindigkeiten. Damit folgt Seehofer einem nunmehr schon sattem bekannten rhetorischen Prinzip und begibt sich damit in einen speziellen Kontext.

In November 2016 meinte Heinz Christian Strache, der ehemalige Vorsitzende der österreichischen Rechtspartei FPÖ, zur bevorstehenden Bundespräsidentenwahl: „Die abgehobene und verfilzte Politelite ist nicht bereit zu lernen und endlich die Interessen der Bürger durchzusetzen. Kein Wunder, wenn die österreichische Bevölkerung am 4. Dezember 2016 mit Norbert Hofer den Systempolitikern, den abgehobenen Eliten und dem bürgerfremden Establishment eine Absage erteilen wird!“ Diese Äußerung hat den Gegensatz *Elite vs. Bürger* zum Thema. Der Wortlaut ergibt, dass *Eliten* keine *Bürger* sind. Die *Bürger*, das ist in diesem Fall *die österreichische Bevölkerung*, sind etwas grundsätzlich Anderes als die *Eliten*, die gar nicht zur Bevölkerung gehören. Die *Eliten* sind *abgehoben*, was heißt, dass sie keine Bodenhaftung und keinen Bezug zur Basis mehr haben, und damit *bürgerfremd*.

Dieses Adjektiv offenbart sehr deutlich die Mentalität derer, die vorgeben, dass sie die Interessen der *Bevölkerung* wahrnehmen und wahren. Als Wortbildungskonstruktion steht es in einer Reihe mit Wörtern wie *artfremd*, *landfremd* und *volksfremd*. Die Konstituente *-fremd* ist im Vergleich zum (freien) Adjektiv *fremd* zumindest partiell morphologisiert, hat also zumindest teilweise Suffixcharakter. Dem Wortbildungsbauplan ‚Substantiv + *-fremd*‘ sind mehrere Inhaltsmuster zuzuordnen (in Anlehnung an Duden 2011 s.v. *-fremd*):

- 1) Die erste Konstituente ist ein Substantiv, das einen positiv zu bewertenden Kollektivbegriff benennt: *Art*, *Bürger*, *Land*, *Volk*. Die Wortbildungskonstruktion mit *-fremd* drückt aus, „dass die beschriebene Person od. Sache nicht zu etw. gehört“ (Duden

2011): Ein *artfremder Eiweißstoff* ist ein Eiweißstoff, der nicht zur eigenen Art gehört; ein *bürgerfremder Politiker* ist ein Politiker, der nicht zur Gruppe der Bürger gehört.

- 2) Die erste Konstituente ist ein Substantiv, das ein Fach- oder Wissensgebiet benennt: *Fach, Leben, Praxis, Welt*. Die Wortbildungskonstruktion mit *-fremd* drückt aus, „dass die beschriebene Person sich in etw. nicht auskennt“ oder in etw. nicht ausgebildet ist, dass die referierte Äußerung „mit etw. nichts zu tun hat“ (Duden 2011): *Fachfremde Lehrer* sind Lehrer, die ein Fach nicht studiert haben. Ein *weltfremder Gelehrter* ist ein Gelehrter, der die Welt nicht durchschaut.
- 3) Die erste Konstituente ist ein Substantiv, das einen Örtlichkeitsbegriff benennt oder ein Örtlichkeitsname ist: *Ort, Revier, Berlin*. Die Wortbildungskonstruktion mit *-fremd* drückt aus, „dass die beschriebene Person oder Sache irgendwo fremd, nicht zu Hause ist“ (Duden 2011): Ein *revierfremdes Tier* ist ein Tier, das nicht in ein Revier gehört. „Mir war gar nicht bewusst, was für eine gute Übersicht man über die Stadt bekommt, wenn man (relativ) Berlinfremde mit dem Fahrrad durch die Stadt leitet. Nun ist meine Schwester nicht unbedingt Berlinfremd, aber sie beklagt sich immer, dass die Stadt zu groß ist, dass sie sie nicht zu erfassen vermag“ <<http://mequito.org/stories/2748>> (Stand: 21.1.2020).

Das Inhaltsmuster 1) begegnet seit Langem in rechtem und rechtsextremem Sprachgebrauch; in der sog. Identitären Bewegung finden wir diesen Sprachgebrauch in seiner ‚idealen‘ Form. „Als Identitäre Bewegung (auch Identitäre Generation, kurz Identitäre oder IB) bezeichnen sich mehrere aktionistische, völkisch orientierte Gruppierungen, die ihrem Selbstverständnis nach die Ideologie des ‚Ethnopluralismus‘ vertreten. Sie gehen von einer geschlossenen, ethnisch homogenen ‚euro-

päischen Kultur‘ aus, deren ‚Identität‘ vor allem von einer ‚Islamisierung‘ bedroht sei“ <https://de.wikipedia.org/wiki/Identit%C3%A4re_Bewegung> (Stand: 21.1.2020). Das heißt: Was in der NS-Ideologie die ‚Rasse‘ war, ist jetzt die ‚Kultur‘, ‚Verjudung‘ ist durch ‚Islamisierung‘ ersetzt worden. Und den Platz von *volksfremd* hat *bürgerfremd* eingenommen; gerade in diesem Referenzbereich, der ohne Zweifel von Rassismus beeinflusst ist, bleibt es bei demselben Wortbildungsmodell.

Ähnlich wie Strache hat sich im Dezember 2017 Markus Söder geäußert, und zwar zu den damaligen ‚Jamaika-Sondierungen‘: „Die Jamaika-Sondierungen liefen gerade, da äußerte Markus Söder in den ARD-Tagesthemen: ‚Dieses Jamaika-Projekt darf nicht am Ende ein Projekt von wenigen Eliten werden, sondern muss sich auch um die normalen Bürger kümmern und deren Sorgen.‘ In einer Talkshow sagte er: ‚Wir brauchen nicht ein Projekt für Eliten, sondern für normale Menschen‘“ (Schaible 2017). Der populistische Gegensatz ‚normale Menschen/Bürger‘ vs. ‚Eliten/die da oben‘ bestimmt ganz wesentlich die Rhetorik der Politiker/innen, die damit Werbung für sich machen, dass sie nicht Elite sind.

Wir sehen: ‚Populismus‘ ist nicht eine Weltanschauung oder gar eine politische Ideologie, sondern ein rhetorisches Verfahren. Eine Person, z. B. ein Redner oder ein Autor, geht von der Opposition ‚normale Menschen‘ vs. ‚nicht-normale Menschen‘ aus, zählt sich selber zu den normalen Menschen und präsentiert sich gern als ‚Führer‘ seiner Gruppe. Wir können einen Populisten in erster Linie an dessen Sprache erkennen. Und die äußert sich auf vielfältige Weise in dem schon öfters beobachteten vertikalen (‚die da oben‘, die *Eliten*) und horizontalen (‚die Anderen‘, ‚die Nicht-Normalen‘) Abgrenzungsbedürfnis populistischer Bewegungen. Populisten sind demnach sowohl bei Linken und Rechten und anderen politischen Gruppierungen zu finden. In diesem Sinn äußert sich auch Volker Rühle populistisch, indem er die SPD als die Anderen ansieht, die sich weigern, den Willen der Bürger, eben die Grundgesetzänderung, zu vollziehen.

Seehofer hat das Adjektiv *bürgerfremd* und auch andere Kennwörter der ‚Neuen Rechten‘ nicht verwendet. Dennoch begibt er sich mit einer Äußerung wie der Beurteilung des Maut-Urteils, wie gesagt, in den populistischen und rechtsideologischen Kontext, den Strache so deutlich und eindeutig und Söder etwas vorsichtiger formuliert haben: Die *Bürger* sind die *normalen Menschen*. Die Sprecher – in unserem Fall Heinz Christian Strache, Markus Söder und Horst Seehofer – sehen sich selbst nicht als Teil der *Elite*, sie wollen ihr gar nicht angehören; als *normale Bürger* stellen sie sich in diese Gruppe. Mit dem Pronomen *wir* (das sie immer wieder verwenden) wollen sie ein Wir-Gefühl erzeugen. Damit brauchen sie die Gruppe der *normalen Bürger*, der *normalen Menschen* in keiner Weise zu definieren; es genügt die negative Feststellung, dass *wir* nicht die *Elite* sind, die ebenfalls nicht genauer bestimmt, die nur mit anderen Wörtern wie *bürgerfremdes Establishment* – die negativen Konnotationen sind unüberhörbar – variierend benannt wird. Eine Gesellschaft besteht also aus zwei und letztlich nur zwei Gruppen, jede gesellschaftliche und politische Tätigkeit geht immer nur an den beiden Polen vor sich, dazwischen und außerhalb davon gibt es nichts. Dies ist das Grundprinzip populistischen Argumentierens, das allerdings keiner wirklichen Argumente bedarf.

Seehofer präsentiert sich letztlich als ein solcher Populist, der auch die populistische Haltung ‚Das wird man doch noch sagen dürfen‘ und ‚Ich bin der, der das zu sagen wagt‘ einnimmt und es wagt, die *Herrschaft des Unrechts* zu benennen, die *letzte Patrone* anzukündigen und die Skepsis gegenüber EU-Institutionen zu verstehen, Gerichtsurteile hingegen nicht zu verstehen. Sicherlich ist die eingangs erwähnte ‚Verrohung der Sprache‘ widerwärtig und gefährlich; die populistische Rhetorik aber liefert oder /und stützt oft genug die für die Ausführung der Tat nötigen Denk- und Sprachmuster.

Noch eine Bemerkung zum Schluss: Es wurden hier insbesondere drei Äußerungen eines einzigen Politikers fokussiert. Es geht dabei nicht um ein simples Seehofer-Bashing; auch soll nicht der Eindruck erweckt werden, dass andere Politiker/innen nie Ähnliches oder Vergleichbares sagen. Es geht um die Tatsache, dass Horst Seehofer für solche Analysen immer ideale Beispiele liefert, da er es nur selten vermeidet, Problematisches in problematischen Formulierungen zu äußern. Auch dadurch verliert Unsägliches seine Unsagbarkeit. Die Politiker/innen sollten sich ihrer Verantwortung stets bewusst sein. ■

Literatur

- Brandstätter, Helmut (2019): Kurz & Kickl. Ihr Spiel mit Macht und Angst. Wien: Kremayr und Scheriau.
- Duden (2011): Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 7. Aufl. CD-ROM-Ausgabe. Mannheim / Zürich: Dudenverlag.
- Münch, Ursula (2014): Asylpolitik in Deutschland – Akteure, Interessen, Strategien. In: Stefan Luft/Peter Schimany (Hg.): 20 Jahre Asylkompromiss. Bilanz und Perspektiven. Bielefeld, S. 69-86.
- Schaible, Jonas (2017): „Eliten“ gegen „normale Bürger“. Markus Söders populistische Fingerübung. <www.t-online.de> 17.12.2017 [17.12.2017]
- Wahrig (2012): Wahrig. Deutsches Wörterbuch. 9. Aufl. CD-ROM-Version. Gütersloh/München: Cornelsen.

Bildnachweise

- S. 25: pixabay.com/3649936
- S. 26: pixabay.com/2212760 ■

ZWISCHEN KONVENTION UND INTUITION: TEMPUS-ASPEKT-INTERDEPENDENZEN IN WISSENSCHAFTLICHEN TEXTEN VON POLNISCHEN GERMANISTEN¹

Der Autor ist Professor für Allgemeine und Kontrastive Linguistik am Institut für Germanistik an der Uniwersytet Wrocławski in Polen.

Der korrekte Tempusgebrauch im Deutschen wird für viele deutschsprachige Polen zum Problem. Die Unsicherheit bei der Wahl einer situations- und kontextangemessenen Tempusform wird zuweilen durch die Interferenz des im polnischen muttersprachlichen Bewusstsein stets präsenten Aspekts verstärkt. Von den Schwierigkeiten sind auch fortgeschrittene Germanisten betroffen, die ihre wissenschaftlichen Texte auf Deutsch schreiben. Neben dem hindernden Faktor der Systemunterschiede zwischen den beiden Sprachen kommen noch zum Teil unterschiedliche kulturbedingte Muster des wissenschaftlichen Schreibens hinzu, was die Sache noch komplizierter macht.

Systemunterschiede sind in den deutsch-polnischen kontrastiven Grammatiken relativ gut beschrieben worden, und viele Monografien und Fachartikel zur Tempus-Aspekt-Korrelation erweitern den Wissenshorizont.² In Bezug auf beide Tempussysteme wiederholen viele Autoren die tradierte Ansicht, dass das deutsche Tempus- und Modalsystem interdependent ist, was im Polnischen nicht der Fall ist. Das polnische Tempussystem hingegen wird durch die obligatorische Kategorie des Aspekts unterstützt, die im Deutschen nicht existiert.

EINE HEIKLE FRAGE: ASPEKT UND DIE DEUTSCHE SPRACHE

Die Existenz der Aspektkategorie im Deutschen ist eine strittige Sache. Aus der Perspektive der slawischen (Aspekt-)Sprachen erkennt man den Aspekt bereits außerhalb des Kontextes an der Infinitivform des Verbs aufgrund lexikalischer Bedeutung und morphologischer Marker der Vollendung / Unvollendung.³ In dieser Form kommt der Aspekt weder im Deutschen noch in einer anderen germanischen Sprache vor.

Polnische Verben bilden oft Aspektpaare. Damit ist ein Verblexem gemeint, das je nach Kontext als vollendete oder unvollendete, formal unterscheidbare Variante vorkommen kann. Es gibt auch Verben, die zwar keine Aspektpaare bilden, aber trotzdem aspektuell gekennzeichnet sind. Somit sind sie entweder genuin vollendet oder genuin unvollendet. Es gibt auf jeden Fall kein einziges polnisches Verb, das außerhalb der Aspekt-

opposition funktioniert (sonst wäre der Aspekt keine grammatische Kategorie!). Was die Bedeutung betrifft, so kennzeichnen vollendete Verben, vereinfachend gesagt, ihren Inhalt als ‚in Vergangenheit / Zukunft abgeschlossen‘, unvollendete Verben – als ‚hinsichtlich der Abgeschlossenheit unbestimmt‘.

<i>Ranny umierał (kilka godzin). (unvoll.)</i>	<i>Ranny umarł (pod wieczór). (vollend.)</i>
<i>Der Verletzte starb mehrere Stunden.</i>	<i>Der Verletzte starb gegen Abend.</i>
<i>Der Verletzte war mehrere Stunden am Sterben (bis er verschied).</i>	

Der Verzicht auf die Temporalbestimmungen beeinträchtigt die Verständlichkeit polnischer Sätze nicht im Geringsten. Im Deutschen muss man, um eine ähnliche Nuance auszudrücken, den ganzen Kontext umstrukturieren und lexikalische Indikatoren der Telizität / Atelizität hinzufügen. Es gibt zahlreiche Wiedergabemöglichkeiten des polnischen Aspekts im Deutschen, es sind aber dafür keine lexikalisch-morphologischen Marker im System entstanden.⁴ (Vgl. Bartsch 1980; Hei-nold 2015; Klein 1974; Koschmieder 1987; Morciniec 2012).

Schon auf den ersten Blick kann ein kompetenter Sprecher des Polnischen erkennen, ob das jeweilige Verb vollendet oder unvollendet ist.⁵ Bereits die Infinitivform ist aspektuell interpretierbar. Zur muttersprachlichen Kompetenz gehört auch der areflexive Gebrauch von Wortbildungsmustern, nach denen viele lexikalisch identische Verben⁶ in vollendete oder unvollendete Varianten transformiert werden. Sogar deverbale Substantive erben den Aspekt von den ihnen zugrunde liegenden Verben, vgl. *rzucenie* („das Werfen“, vollendet, einmalig) – *rzucanie* („das Werfen“, gerade im Verlauf befindlich oder in einem gewissen Intervall mehrmals vorkommend).

Es ist dabei zu betonen, dass es bei polnischen Aspektpaaren stets um Einzelverben geht, die nach ihren eigenen Konjugationsmustern flektiert werden, und nicht

um die periphrastischen Konstruktionen wie etwa beim Aspekt im Englischen, vgl. *has/had taught* (Present/Past Tense + Perfect Aspect) vs. *is/was reading* (Present/Past Tense + Progressive Aspect), *has/had been doing* (Present Perfect/Past Perfect + Progressive Aspect). (Vgl. Binnick 2012, Borik 2006.)

Entgegen der verbreiteten Vorstellung kann das verbale Präfix (wie etwa in *blühen – verblühen*) nicht als typischer Aspektmarker angesehen werden. Präfixe haben die primäre Funktion, Verben *semantisch* zu nuancieren (Aktionsart).⁷ Wie Jan Czochralski (1975, Kap. 2, Pkt. 4 und 5) überzeugend gezeigt hat, gelten für vollendete und für unvollendete Verben jeweils spezifische Konstellationen von Aktionsarten.

So ist *rzucić* („werfen“, vollendet) einmalig und abgeschlossen, *rzucac* („werfen“, unvollendet) hingegen als im Verlauf befindlich und evtl. iterativ zu verstehen.

Eine Affinität zwischen Aspekt und Aktionsart darf nicht den Unterschied kaschieren, dass sie verschiedenen Sprachschichten angehören: Aspekt ist – in der traditionellen slawistischen Auslegung dieser Erscheinung – eine obligatorische *morphologische* Kategorie des Verbs, Aktionsart – eine *semantische*. Beide Erscheinungen tragen zur Ausformulierung der nächsthöheren Struktur bei, manche Präfixe können sogar den Aspekt eindeutig indizieren, man darf ihre Funktionen aber nicht, so ist der allgemeine Tenor in der Slawistik, im Rahmen einer einheitlich semantisch definierten Aspektkategorie vermengen.

DIE DEUTSCHE ASPEKTFORSCHUNG FOLGT DEN ANGELSÄCHSISCHEN VORBILDERN

Diese wird jedoch in der gegenwärtigen westlichen Linguistik, offensichtlich unter dem Einfluss der angelsächsischen Tradition, pauschal identisch für Aspektsprachen und (aus polnischer Sicht) aspektlose Sprachen, als quasi universell angenommen (vgl. dazu Binnick 2012). Wenn man den Nicht-Slawisten in der Annahme folgt, der Aspekt sei eine primär semantische Kategorie mit verschiedenen grammatischen Formen, so erhält man eine übereinzelsprachliche, univer-

selle Omnikategorie, unter die jede Konstruktion fällt, mit der die Opposition zwischen Telizität und Atelizität ausgedrückt werden kann. In diesem Sinne wäre sogar das deutsche Perfekt telischer Verben eine aspektuell gekennzeichnete periphrastische Verbform.⁸

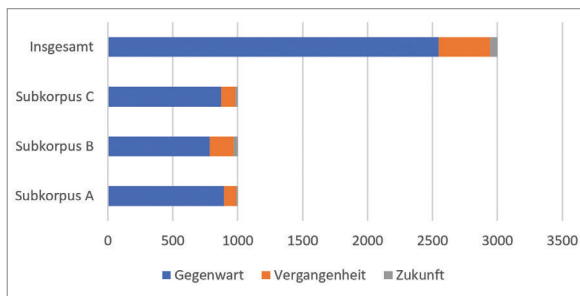
Ziehen wir das Fazit: Es wird keinem Linguisten das Recht abgesprochen, den Aspekt so zu definieren, wie es ihm gefällt: Solange seine Annahmen vertretbar und die Beweisführung schlüssig ist, bewegt er sich auf dem Gebiet des sprachwissenschaftlichen Diskurses. Er darf aber nicht zweckbestimmt die slawische Perspektive auf den Aspekt „vergessen“, um sich so für seine Interpretationen Freiräume zu verschaffen.

TRADITIONEN DES WISSENSCHAFTLICHEN SCHREIBENS SIND FÜR DIE VERWIRRUNG MITVERANTWORTLICH

Die Konventionen, nach denen wissenschaftliche Texte geschrieben werden, sind im Deutschen viel strenger als im Polnischen. In der reichen Literatur zum Wissenschaftsdeutschen (einschließlich der Ratgeber für das Fach *Akademisches Schreiben*) wird auch oft auf den genrespezifischen Tempusgebrauch Bezug genommen. Um den in wissenschaftlichen Texten intendierten Effekt der Objektivität zu maximieren, wird das Präsens tendenziell als diejenige Tempusform bevorzugt, die besonders dazu geeignet ist, insbesondere in seiner „atemporalen Bedeutungsvariante“, über Fakten zu berichten. So betrachtet Engel (2009, S. 214) das Präsens als ein Sprachmittel, das einen Sachverhalt als „zu einer bestimmten, anderswertig festzulegenden Zeit wirklich und für die Gesprächsbeteiligten von Belang“ charakterisiert. In einem ähnlichen Sinn spricht sich Harald Weinrich (2001; 1993, S. 198 ff.) in Bezug auf die, wie er sie nennt, „berichtenden“ (Präsens, Perfekt, Futur) und „erzählenden“ (Präteritum, Plusquamperfekt) Tempora aus.

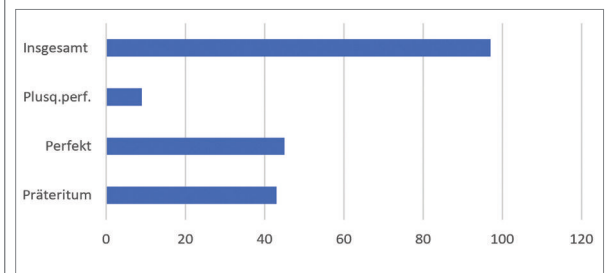
Wenn man das Blickfeld auf die Geisteswissenschaften einschränkt, so fallen einige Tendenzen ins Auge. Im Wissenschaftsdeutschen legt man auf einen sachlich-

	Gegenwart	Vergangenheit	Zukunft
Subkorpus A	893	97	10
Subkorpus B	783	185	32
Subkorpus C	872	112	16
Insgesamt	2548	394	58



Tab. 1 / Diagr. 1: Verteilung der Tempora in Subkorpus A, B und C

Präteritum	43
Perfekt	45
Plusquamperfekt	9
Insgesamt	97



Tab. 2 / Diagr. 2: Verteilung der Vergangenheitsformen in Subkorpus A

informativen Charakter der Fachliteratur großen Wert. Im Unterschied dazu rücken in der polnischen Wissenschaftssprache ästhetisierend-stilistische Züge stärker in den Vordergrund. Sie sind vielleicht nicht so deutlich wie etwa im Wissenschaftsfranzösischen (vgl. dazu Siepmann 2006), aber die Eleganz des Ausdrucks ist nach wie vor ein wichtiges Kriterium bei der Beurteilung polonistischer Texte. Die Tempuswahl wird in der (immer noch knappen) Fachliteratur zum Wissenschaftspolnischen kaum thematisiert, und die Entscheidung dem Sprachgefühl und der Kontexteinschätzung des Autors überlassen.

SUCHEN DEUTSCHSCHREIBENDE POLEN NACH FUNKTIONALEN „PROTHESEN“ FÜR DEN ASPEKT?

Der vorliegende Beitrag stellt einige Überlegungen darüber an, wie angehende polnische Germanisten⁹ ausgewählte problematische Bereiche beim Tempusgebrauch in ihren auf Deutsch verfassten Masterarbeiten zu bewältigen versuchen. Es wird untersucht, ob, und wenn ja, wo die Probleme entstehen und welcher Natur sie sind.¹⁰ Zu einer der Überlegungen wird auch die Frage, inwiefern (ob überhaupt?) die Aspektopposition im Polnischen fortgeschrittene ausländische Deutschschreibende dazu verleiten kann, funktionale „Prothesen“ für etwas, was sie qua Sprachgefühl vermissen, bewusst oder unbewusst ins deutsche Tempussystem zu implantieren. Seit Koschmieders Versuch am polnischen Aspekt (1987, S. 104) ist bekannt, dass „im allgemeinen zeitliche Verhältnisse über die Anwendung der Aspekte entscheiden, nicht irgendwelche Bedeutungsnuancen“. Färbt das auf die Anwendung deutscher Tempora durch deutschschreibende Polen ab?

Die Analyse basiert auf einem Korpus von

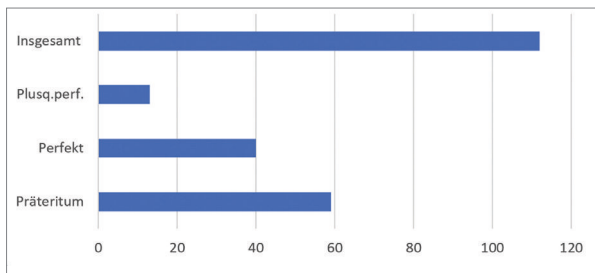
- Seminar- und Masterarbeiten nativer deutscher Studierender¹¹ (Subkorpus A),
- Masterarbeiten in Fach Polonistik nativer polnischsprachiger Studierender (Subkorpus B) und
- auf Deutsch verfassten Masterarbeiten nichtnativer Studierender mit polnischem Hintergrund (Subkorpus C).

Der Fokus liegt auf dem Subkorpus C, in dem Texte von Schreibenden stehen, deren Primärsprache Polnisch ist. Die Subkorpora A und B gelten in erster Linie als Prüfinstanz und Vergleichsbasis für das Subkorpus C.

Aus den oben genannten Subkorpora werden insgesamt 30 Masterarbeiten gewählt, je zehn pro Subkorpus, jeweils fünf literatur- und kulturwissenschaftlich orientierte und fünf (im weitesten Sinne) linguistische Texte.

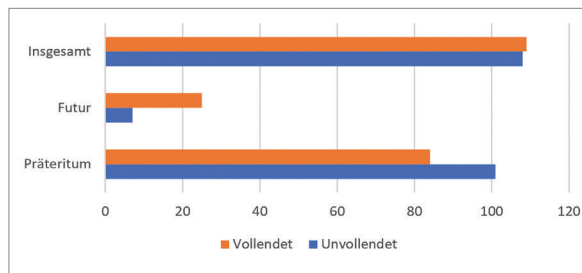
Aus jeder Arbeit werden je 100 aufeinander folgende Sätze exzerpiert; der Fokus liegt auf den temporal (und im Polnischen aspektuell) gekennzeichneten Verbformen (einschließlich deutscher periphrastischer Verbformen). Die Sätze kommen aus dem jeweils zentralen Arbeitsteil, wo die Analyseergebnisse dargestellt und diskutiert werden. Damit geht man Problemen aus dem Weg, die im *per se* zukunftsorientierten Einführungsteil und im rückblickenden Abschlussteil entstehen können: Im Einführungsteil werden die noch zu untersuchenden Phänomene angesprochen, was den unerfahrenen Schreiber zu übertriebenem Futurgebrauch verleiten kann, im Abschlussteil dagegen wird sozusagen *ex post facto* über durchgeführte Analysen und erzielte Ergebnisse berichtet, was oft dazu führt, dass die Schreibenden zu den Vergangenheits-tempora greifen.

Präteritum	59
Perfekt	40
Plusquamperfekt	13
Insgesamt	112



Tab. 3 / Diagr. 3: Verteilung der Vergangenheitstempora in Subkorpus C

	Unvollendet	Vollendet
Präteritum	101	84
Futur	7	25
Insgesamt	108	109



Tab. 4 / Diagr. 4: Gliederung nach Aspekt der Verben aus Subkorpus B

Jedes Verb wird in der für die Bedürfnisse dieser Arbeit angelegten Datenbank so getaggt, dass man die Daten hinsichtlich des Tempus, des Aspekts (im Deutschen der Telizität / Atelizität) leicht durchsuchen kann.

Die so gewonnenen Daten werden quantitativ und qualitativ ausgewertet und danach verglichen. Auf dieser Grundlage ist es möglich, die im Folgenden genannten Hypothesen zu verifizieren.

ERGEBNISSE DER EMPIRISCHEN UNTERSUCHUNG

Es sei von drei Hypothesen ausgegangen:

- A Es wird (erfahrungsgestützt) angenommen, dass (**Arbeitshypothese 1**) sprachlich fortgeschrittene Ausländer (B2 oder höher eingestuft) keinen Ersatz mehr für die vertraute aspektspezifische Leistung der Verben suchen.
- B Größere Probleme (**Arbeitshypothese 2**) bereiten den deutschschreibenden Polen die Divergenz im Bereich der Tempora.
- C Ein Hindernis, das über die Beherrschung der deutschen Grammatik hinausgeht, sind (**Arbeitshypothese 3**) pragmatisch-stilistische Konventionen im Wissenschaftsdeutschen, die den Tempusgebrauch zum Teil anders festlegen als die Konventionen im Wissenschaftspolnischen.

Es werden insgesamt 3.000 Verbformen erfasst, je 1.000 pro Subkorpus. Die erhaltenen Verblisten wurden zunächst nach dem Kriterium „Tempus“ angeordnet. Auf eine systembedingte Entscheidung sei an dieser Stelle hingewiesen. Den deutschen Vergangenheitstempora Präteritum, Perfekt¹² und Plusquamperfekt wird einheitlich das polnische Präteritum entgegengesetzt, das die einzige gebräuchliche Vergangenheitsform im Polnischen ist. Die Rudimente des polnischen Plusquam-

perfekts (*poszedł był* statt einfach *poszedł* im Präteritum ‚war gegangen‘ vs. ‚ging‘) sind allenfalls der ältesten Generation von Polen vertraut. Für die Generation der gegenwärtig Studierenden sind sie archaische, seltsam klingende und im täglichen Sprachgebrauch nicht mehr vorhandene Formen. Daher werden im Vergleich in der Tabelle unten die semantischen Bezeichnungen *Gegenwart*, *Vergangenheit* und *Zukunft* den grammatischen Termini vorgezogen. Im Vergleich erhält man folgendes Bild (siehe Tab. 1 / Diagr. 1):

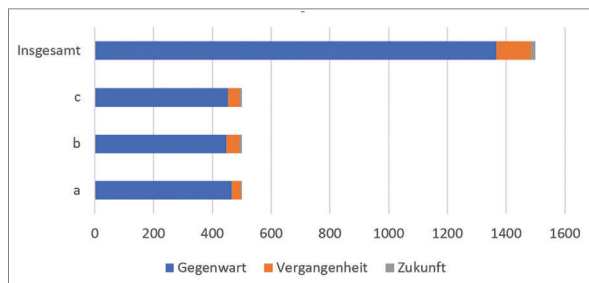
Die *Gegenwart* (*in praxi* Präsensgebrauch) zeichnet sich durch absolute Dominanz im Korpus aus, die Vergangenheitstempora kommen wesentlich seltener vor, und die Zukunftsbezüge sind eine marginale Erscheinung in allen Korpora, wobei sie jedoch dreimal so oft in Subkorpus B (genuin polnische Texte) wie in Subkorpus A (Texte deutscher Muttersprachler) vorkommen. Um das Bild zu vervollständigen, sei es zunächst durch Tabelle 2 / Diagramm 2 ergänzt, wo die Verteilung der 97 Vergangenheitsformen in Subkorpus A präsentiert wird.

Und nun zum Vergleich die Verteilung der Vergangenheitstempora in Subkorpus C (Texte deutschschreibender Polen), die Tabelle 3 / Diagramm 3 entnommen werden kann.

Die Verben aus Subkorpus B werden zusätzlich nach dem Aspekt weiter gegliedert (Präsensformen ausgenommen¹³). Dies ergibt das Bild in Tabelle 4 / Diagramm 4.

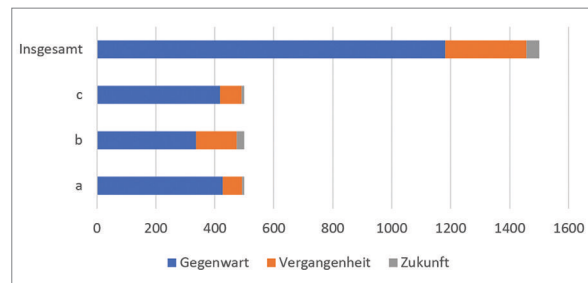
Die Unterschiede zwischen den Subkorpora A, B und C (siehe Tab. 1 / Diagr. 1) scheinen, wenn man auf der Ebene der Tempusformen bleibt, zunächst ziemlich un-

Linguistik			
	Gegenwart	Vergangenheit	Zukunft
a	466	31	3
b	447	47	6
c	454	40	6
Insgesamt	1367	118	15



Tab. 5 / Diagr. 5: Tempusgebrauch in linguistischen Texten.
a: deutsche, b: von Polen verfasste deutsche, c: polnische Texte

Literatur			
	Gegenwart	Vergangenheit	Zukunft
a	427	66	7
b	336	138	26
c	418	72	10
Insgesamt	1181	276	43



Tab. 6 / Diagr. 6: Tempusgebrauch in literaturwissenschaftlichen Texten.
a: deutsche, b: von Polen verfasste deutsche, c: polnische Texte

auffällig zu sein. Wenn man aber zusätzlich den Faktor „untersuchtes Genre“ (Literaturwissenschaft vs. Linguistik) berücksichtigt, so ist die Verteilung der Verbformen völlig anders: Während a. deutsche, b. von Polen verfasste deutsche und c. polnische linguistische Texte praktisch keine nennenswerten Unterschiede hinsichtlich des Tempusgebrauchs aufweisen (fast gleichmäßige Dominanz des Präsens), entstehen im Bereich der literaturwissenschaftlich ausgerichteten Texte Differenzen, die deutlicher ins Auge fallen, vgl. Tabelle 5 und 6.

Diese Verteilung geht m. E. auf die Textsortendifferenzen zurück. Das Spektrum wissenschaftlicher Texte wird bekanntlich durch Texte abgedeckt, in denen beispielsweise in erster Linie a) Probleme erörtert werden (ihr Wesen wird gezeigt, ihre Lösungswege werden suggeriert etc.), b) Erscheinungen nach gewählten Kriterien zusammengestellt und kontrastiert werden, c) Erscheinungen in Klassen gruppiert werden, d) Fakten oder Elemente einer komplexen Erscheinung aufgelistet werden, e) Sequenzen von Prozessen / Ereignissen chronologisch angeordnet und oft nach Ursache-Wirkung-Beziehungen präsentiert werden, etc. (siehe dazu auch Weinreich 2010).

DIE IRRTÜMLICHE VORSTELLUNG VON DER ANGBLICHEN PARALLELITÄT DEUTSCHER UND POLNISCHER TEMPORA IST NACH WIE VOR SEHR LEBENDIG

Die Streuung der Textsorten in den verglichenen Subkorpora lässt eine ziemlich deutliche Tendenz erkennen:¹⁴ Während linguistische Texte in der Regel den

oben unter a) bis d) genannten Textsorten zugeordnet werden können, vertreten die literaturwissenschaftlichen Texte meist den Typ e). Dies fällt insofern ins Gewicht, als sie nicht auf Statisches, Bestehendes, als ein Faktum zu Vermittelndes fixiert sind, sondern dynamisch wechselnde Ereignisketten beleuchten, die auch zeitlich differenziert dargestellt werden. Auf diese Tendenz wird auf Seite 35 in Spalte 2 eingegangen.

In der älteren polnischen Fremdsprachendidaktik wird eine These aufgestellt, die im untersuchten Korpus kaum bestätigt wird. Czochralski (1975, S. 13 f.) schreibt:

In der Regel wird das deutsche Präteritum (Imperfekt!) mit dem polnischen imperfektiven Präteritum (L. C.: Präteritum unvollendeter Verben) gleichgesetzt, das deutsche Perfekt – mit dem polnischen perfektiven Präteritum (L. C.: Präteritum vollendeter Verben). [...] Das ist natürlich eine automatische Übertragung des muttersprachlichen Modells; wäre sie bewußt, dann müßte sie als eine falsche und unzulässige Extrapolation gewertet werden, da sie jedoch unbewußt ist, rechnen wir sie zur Interferenz.

Wenn das angedeutete Problem Deutschlernende überhaupt betrifft, dann allenfalls in der ersten Unterrichtsphase, etwa in der Stufe A1 oder vielleicht noch A2. Die Lebendigkeit der Irrvorstellung von der angeblichen Parallelität deutscher und polnischer Tempora ist groß, jedem Deutschlehrer mit polnischem Hintergrund ist sie irgendwie vom Hörensagen bekannt, und sie wird gelegentlich sogar von manchen Germanistikanwärtern mit ernster Miene in den ersten Seminarstunden nachgeplappert. In keinem seriösen

Lehrwerk zum Deutschen wird sie präsentiert und – was als besonders wichtig erscheint – im Deutschunterricht für Fortgeschrittene von kaum jemandem praktisch umgesetzt, weil die Lernenden die Grundprinzipien des deutschen Tempussystems relativ schnell erkennen und verinnerlichen. Dies neutralisiert das Bedürfnis, zusätzliche Kompensierung für den Aspekt zu suchen, der folglich kein didaktisches Hindernis zu sein scheint (vgl. Tab. / Diagr. 1, 4, 5 und 6). Deutschlernende Polen nutzen die Konvergenz aus: Einer in der Ausgangssprache obligatorischen morphologischen, binären Verbkategorie entspricht in der Zielsprache eine einzige morphologisch einheitliche Verbform. Um Erwin Koschmieder noch einmal anzuführen: Zeitliche Verhältnisse dominieren über die Selektion des Aspekts, der im Deutschen nicht existiert (vgl. oben).

VIELE SCHREIBENDE ZIEHEN DAS PRÄTERITUM DEM PERFEKT ODER PLUSQUAMPERFEKT VOR

Somit muss die oben präsentierte Annahme Czochralskis¹⁵ (1975, S. 13 f.) als im fehlerprognostisch-deduktiven Kalkül zwar möglich, aber im großen Ganzen bei Fortgeschrittenen als sporadisch bis überhaupt nicht präsent angesehen werden. Somit wird die Arbeitshypothese A bestätigt.

Wenn man vom (im Prinzip unproblematischen) Präsens¹⁶ absieht, entsteht eine didaktisch potenziell gefährliche Divergenzbeziehung: Einer Vergangenheits- oder Zukunfts-Tempusform in der Ausgangssprache (Polnisch) entsprechen mindestens zwei in der Zielsprache (Deutsch), zwischen denen gewählt werden muss. Und dort, wo gewählt wird, entsteht die Gefahr, dass man falsch wählt. Bei der Lektüre der exzerpierten Sätze im Subkorpus C kann man sehen, dass die deutschschreibenden Polen die für deutsche Muttersprachler offensichtlichen Unterschiede zwischen Präteritum, Perfekt (vergangenheitsbezogene Variante) und Plusquamperfekt nicht (vollständig) erkennen oder (selbst bei sehr guten Sprachkenntnissen) beim Sprechen / Schreiben schlicht übersehen. Die Distribution der genannten Tempora ist im Deutschen seman-

tisch, stilistisch und dialektal gesteuert, was dem Nicht-Muttersprachler oft als ziemlich undurchschaubar erscheint, selbst wenn er das grammatische Regelwerk rezeptiv gut beherrscht. Zwischen „die entsprechende Regel wissen“ und „die entsprechende Regel spontan, quasi muttersprachlich anwenden“, gibt es bekanntlich keinen Automatismus.

Die Analyse der Verbdistribution im Subkorpus C lässt eine leichte Tendenz dazu erkennen, dass viele Schreibende das Präteritum dem Perfekt / dem Plusquamperfekt als Vergangenheits-tempus vorziehen (vgl. Tab. 3 / Diagr. 3). Das ist, wie es scheint, zum Teil durch den trivialen Umstand beeinflusst, dass die Verben *sein* und *haben* im Präteritum eine hohe Vorkommenshäufigkeit im untersuchten Subkorpus aufweisen, zum Teil durch die Analogie zu den im Polnischen dominierenden synthetischen Verbformen. Unter den übrigen Vergangenheits-tempora kommen die Perfektformen häufiger vor, das Plusquamperfekt (auch autonom gebraucht) ist dagegen relativ selten, obwohl immerhin etwas häufiger als im vergleichbaren deutschen Korpus (vgl. Tab. 2 / Diagr. 2).

Die zum Teil unterschiedliche Distribution der Tempora in deutschen und polnischen Texten bestätigt die Annahme, dass die Notwendigkeit, zwischen mehreren zur Verfügung stehenden Tempusformen wählen zu müssen, ohne sich jedoch über die Nuancen in ihrem Gebrauch (voll) im Klaren zu sein, zu Formulierungsproblemen in wissenschaftlichen Texten führen kann.

NATIONALE SCHREIBSTILE BLEIBEN IM HINTERGRUND PRÄSENT

In den deutschen muttersprachlichen Texten (Subkorpus A) ist die Konsequenz, die Präsensformen anderen Tempusformen vorzuziehen, etwas größer als in den Texten polnischer Autoren (Subkorpora B und C). Dies gilt für linguistische und literaturwissenschaftliche Texte (vgl. Tab. / Diagr. 5 und 6).

Aus den genannten Diagrammen kann zugleich geschlossen werden, dass die polnischen „tatsachenbezogenen“ Textsorten-Typen a)-d) (siehe oben, S. 33, Spalte 1) mit der deutschen Konvention hinsichtlich des

Tempusgebrauchs in wissenschaftlichen Texten fast übereinstimmen, während sich die „chronologisch orientierten“ deutlich von der Präsens-Präferenz deutscher Texte unterscheiden. In den polnischen literaturwissenschaftlichen Texten ist die Konvention offensichtlich lockerer.

Das für unsere Untersuchung zentrale Subkorpus C nimmt eine Zwischenstellung ein. Dafür bieten sich zwei Erklärungswege an (mit möglichen Überschneidungen). Erstens tragen intensive Quellensuche, Lektüre der gefundenen Texte, Diskussionen im Hauptseminar und direkte Unterweisung im Fach *Akademisches Schreiben* dazu bei, dass die Schreibenden die Konventionen des Wissenschaftsdeutschen bis zu einem gewissen Grad beherrschen und beim Schreiben umsetzen. Dieser durchaus positiven Tendenz wirken Gewohnheiten entgegen, die der jahrelangen Sozialisierung im polnischen Schulsystem geschuldet sind, in dem ein etwas schwulstiger Schreibstil als quasi ästhetischer Bonus angesehen wird (vgl. auch Cirko 2013, 2018). Der eingedrillte stilistische Zwang, auch Tempora zu wechseln, um bei ihrer Wahl nicht langweilig monoton zu erscheinen, kann sich sogar bei sprachlich fortgeschrittenen Schreibern nachteilig auswirken.

Zusammenfassung und Ausblick

Ich fasse zusammen. Die Beschränktheit des Korpus lässt allenfalls von gewissen Tendenzen sprechen. Trotzdem sind sie aus der Sicht eines Fremdsprachendidaktikers im akademischen Bereich interessant.

Die Skala der antizipierten Probleme hat sich als nicht so groß wie angenommen erwiesen. Die deutschschreibenden Polen schreiben – nun beschränke ich mich auf den im Titel genannten Bereich – ziemlich ähnlich wie ihre deutschen Kommilitonen. Ziemlich ähnlich heißt nicht identisch. Das Fremdheitsgefühl bei der Lektüre polnischer studentischer Texte ergibt sich aus verstreuten Zuviels und Zuwenigs, die im Auge nativer Sprecher / Schreiber des Deutschen auffallen, auch wenn sie das Textverständnis prinzipiell nicht beeinträchtigen.

Als unbegründet ist die Annahme anzusehen, dass deutschschreibende, sprachlich fortgeschrittene Polen verzweifelt nach einem Ersatz für die vertrauten Aspekte suchen.¹⁷ Stilistisch gefährlicher sind aber die Fallen der falschen Tempusselektion im Deutschen.

Das gewählte Spektrum der zu untersuchenden Texte verflacht ein wenig die Perspektive auf die im Titel genannten Tempus-Aspekt-Interdependenzen. Wissenschaftliche Texte sind in hohem Maß konventionalisiert; der Autor hat den für seine Disziplin geltenden Maßgaben zu folgen, sonst riskiert er eine Ablehnung seiner Texte durch die akademische Gemeinschaft. Der Auslandsgermanist hat diese Richtlinien in gekonnter Weise nachzuzahlen. Man kann voraussetzen, dass eine ähnliche Untersuchung in einem Korpus literarischer Texte, in der der Autor epische Freiheit genießt und die Ausdrucksformen freier wählen kann, zu tieferen Erkenntnissen führen könnte. ■

Anmerkungen

- ¹ Dieser Beitrag ist im Rahmen des Projekts „INTERDISKURS. Interkulturelle Diskursforschung in akademischen Texten. Vergleichende Studien zur Textorganisation, zu den Formulierungsroutinen und deren Erwerbsphasen in deutschen und polnischen studentischen Arbeiten“ entstanden. Auf der deutschen Seite wird das Projekt durch die Deutsch-Polnische Wissenschaftsstiftung (Projekt 2014–19) und auf der polnischen Seite durch NCN (Nationales Zentrum für Wissenschaft) (Nummer der Entscheidung DEC-2013/08/M/HS2/00044) gefördert.
- ² Es sei auf einige wichtige Veröffentlichungen verwiesen (alphabetische Monografie-Auswahl): Bartnicka / Hansen et al. 2004; Czochralski 1975; Darski 2015; Engel / Rytel-Kuc et al. 1999; Fabricius-Hansen 1986; Koschmieder 1987; Morciniec 2016; Mugler 1988; Pepouna 2007; Skibitzki 2007. Für den deutschen Leser mag es auch von Interesse sein, dass deutsch-polnische Kontraste beim Tempusgebrauch eines der Lieblingsthemen in Master-, ja sogar Bachelorarbeiten polnischer Junggermanisten sind. Wegen der Literaturfülle zu dieser Problematik und der „Inzucht von Analysevorgaben“ bringen sie selten etwas substantiell Neues, außer vielleicht gelegentlich neue Beispiele.
- ³ Es wird zuweilen ziemlich unbekümmert ein Gleichheitszeichen zwischen vollendeten / unvollendeten und telischen / atelischen Verben gesetzt. Morciniec (2012, S. 301, *passim*) argumentiert nicht ohne Grund dagegen.
- ⁴ Die Bezeichnung „lexikalisch-morphologische Marker“ mag im ersten Moment vielleicht befremden, sie ist aber theoretisch gut begründet. Koschmieder (1987, S. 9) schreibt in seiner klassischen, in vielerlei Hinsicht nach wie vor unübertroffenen Arbeit zum polnischen Aspekt:

„Im allgemeinen kann man also über die formalen Ausdrucksmittel der Aspekte sagen, daß die logischen Kategorien der Aspekte im Polnischen mit Hilfe formaler, lexikalischer Mittel ausgedrückt werden. Diese Mittel aus dem Bereich des Lexikons verlieren ihre ursprüngliche Bedeutungsfunktion zugunsten der Aspektfunktion, sobald letztere zur Anwendung kommt.“ [Herv. im Orig.]

⁵ Dies hat Erwin Koschmieder bereits 1934 erkannt und beschrieben, vgl. Koschmieder (1987, S. 9).

⁶ Die Einschränkung „viele“ gilt für die Verben, die komplementäre Aspektpaare bilden, d. h. die nicht genuin vollendet oder genuin unvollendet sind.

⁷ Zur Abgrenzung siehe Koschmieder (1987, S. 99-103); Nagórko (1998, S. 124) betrachtet Präfixe und Suffixe als gleichrangige Aspektmarker, sie distanzieren sich jedoch von der Aktionsart, um sie aber kurz danach nach einer kleinen gedanklichen Volte ganz in unserem Sinne einzuführen (ebd., S. 88, dann 89).

⁸ Bei Engel (2009, S. 217) signalisiert das Partizip II der telischen Verben Abgeschlossenheit, das Partizip II der atelischen Verben einfach Vergangenheit.

⁹ Insbesondere Germanistikstudentinnen und -studenten im 7.-10. Semester; ihr sprachliches Niveau liegt, gemessen am Europäischen Referenzrahmen, zwischen B2 und C2.

¹⁰ An kontrastiver Linguistik interessierten Lesern ist die Lektüre des im Bereich vergleichender Sprachstudien klassischen, immer noch aktuellen Aufsatzes Norbert Morciniecs „Vom Nutzen kontrastiver Sprachanalysen für eine vertiefte Erkenntnis der Muttersprache“ zu empfehlen (Morciniec 1996; für Polnischkundige vgl. auch Morciniec 2012), wo überzeugend argumentiert wird, welche Wissenshorizontenerweiterung einen erwartet, wenn man einen Blick auf das vertraute Bild der Muttersprache sozusagen von außen wirft. Es sei auch auf Roman Jakobsons geniale Erkenntnis verwiesen, dass die Sprachen sich nicht darin unterscheiden, was sie ausdrücken können, sondern darin, was sie ausdrücken müssen (vgl. Jakobson 1981 [1959], S. 195). Während das Polnische seine Verben obligatorisch aspektuell auszeichnet (Systemeigenschaft), kann das Deutsche Ähnliches kontextbedingt fakultativ tun, was eine seiner stilistischen Potenzen ist.

¹¹ Zugänglich unter <<http://staff.germanistik.rub.de/interdiskurs/>> (Korpora).

¹² Von anderen Bedeutungsvarianten des Perfekts wird hier abgesehen.

¹³ Die Präsensformen vollendeter Verben sind immer als (semantisches) Futur einzustufen, vgl. die Opposition vollendet vs. unvollendet: *Napisz* vs. *pisz* *list*. ‚Ich werde einen Brief schreiben‘ vs. ‚Ich schreibe (gerade) einen Brief‘.

¹⁴ Selbstverständlich ist das Korpus zu begrenzt, um etwa feste Gesetzmäßigkeiten darin zu entdecken. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, die hier lediglich signalisierte Tendenz in einem weit größeren Korpus zu überprüfen.

¹⁵ Ähnliches bei Morciniec (2012, S. 297-304).

¹⁶ Hier macht sich die Tempus-Aspekt-Interdependenz im Polnischen bemerkbar: Vollendete Verben im Präsens erhalten automatisch Zukunftsbedeutung; sie werden deswegen als Futurformen eingestuft. Beim Futur unvollendeter Verben entsteht regelmäßig die einzige periphrastische Tempusform im Polnischen (Auxiliarverb *być* + Infinitiv/Partizip der Vergangenheit des Verbs, vgl. *będę czytać / czytał* ‚werde lesen‘).

¹⁷ Eine erfahrungsgestützte Intuition lässt vermuten, dass es eventuell zum aspektbedingten Missbrauch des Futur I in Sätzen kommen kann wie etwa „*Der Dichter ging nach Bern, wo er bis zum Tod künstlerisch aktiv bleiben wird / wo er noch mehrere Elegien schreiben wird.“ (Polnisch:) „Poeta udał się do Berna, gdzie aż do śmierci będzie czynny artystycznie / gdzie napisze jeszcze kilka elegii“. In polnischen literaturkritischen Texten sind solche (zugegeben: aus meiner linguistischen Perspektive etwas gestelzten) Sätze akzeptabel und gar nicht so selten. Im Korpus gab es keinen derartigen Beleg dazu.

Literatur

Quellen / Primärliteratur

Subkorpus A

Literatur

N.N. (2010): Die von Ingheims: Nicht-ideale Figuren in Adalbert Stifters Nachsommer. O. O. (unveröff. Seminararbeit).

N.N. (2012): Der Kaffee als Motiv in Flix' Tagebüchern („Helldentage“ und „Der Swimmingpool des kleinen Mannes“). Aspekte des Rauschhaften dargestellt durch Genussmittel in der Literatur. O. O. (unveröff. Seminararbeit).

N.N. (2010): „Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige“. Zur Bedeutung des Weins in Goethes Götze von Berlichingen. O. O. (unveröff. Seminararbeit).

Pijalic, Sabine (2010): Das Entsagungsmotiv in Goethes Wahlverwandtschaften. O. O. (unveröff. Seminararbeit).

Turok, Palina (2012): Die lyrischen Texte im Dialog mit den Bildern in Brechts Kriegsfiabel. O. O. (unveröff. Seminararbeit).

Linguistik

- Knop, Lara E. (2008): „Tandil statt Persil“. Produktnamen im Discountbereich. Bochum (unveröff. Magisterarbeit).
- Patzelt, Bianca (2007): Barbara Sandigs „Text als prototypisches Konzept“ – Eine kritische Untersuchung. Bochum (unveröff. Seminararbeit).
- Podwojski, Anna (2011): Kurzwörter im Deutschen. Eine typologische, lexikographische und funktionale Untersuchung von Kurzwörtern im Studienkompass der Ruhr-Universität Bochum. Bochum (unveröff. Magisterarbeit).
- Risse, Ina (2012): Zum Konfix *öko(-)*: Etymologie, Semantik, Produktivität. Bochum (unveröff. Seminararbeit).
- Strotmann, Jari (2008): Prädikative im Topologischen Satzmodell. Bochum (unveröff. Seminararbeit).

Subkorpus B

Literatur

- Adamczyk, Katarzyna (2006): Jerzy Waldorff jako eseista i felietonista. Wrocław (unveröff. Magisterarb.).
- Baran, Agata (2009): Wariacje na temat ewangelii w polskiej literaturze dwudziestego wieku na wybranych przykładach. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Chilmon, Aleksandra (2006): Obraz wsi w nowelistyce Bolesława Prusa. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Herecz, Mariusz (2008): Motyw fabularny demona wodnego w literaturze ludowej. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Pachnowska, Justyna (2012): Motyw macierzyństwa w literaturze XX wieku na wybranych przykładach. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).

Linguistik

- Banaś, Beata (2008): Socjolekt raciborskich taksówkarzy. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Bartoń, Roksana (2009): Komunikacja niewerbalna w wystąpieniach publicznych polityków (na przykładzie Lecha Kaczyńskiego). Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Hamarnik, Diana (2008): Słownictwo więzienne. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Pawlak, Magdalena (2010): Polski socjolekt jeździecki. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Stolarz, Agnieszka (2007): Różne sposoby komunikowania się w subkulturze hip-hopowej. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).

Subkorpus C

Literatur

- Hanusz, Katarzyna (2004): Das Tiroler Heimatdorf im Werk von Norbert Gstrein. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Jankowski, Wiktor (2007): Poetologische Analogien zwischen den Werken von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann und Leo Perutz. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Juskiewicz, Joanna (2010): Analyse des deutschen Originals der Enzyklika von Benedikt XVI „Deus caritas est“ und ihrer polnischen Übersetzung. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Kurkowiak, Krzysztof (2010): Neurotischer Größenwahn in Sternen gesehen. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Szala, Weronika (2007): Übersinnliche Phänomene und Ästhetik des Grauens in E.T.A. Hoffmanns „Der Sandmann“ im Lichte der Psychoanalyse. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).

Linguistik

- Biniak, Emilia (2010): Konfrontative lexikologische Analyse des deutschen und polnischen kulinarischen Wortschatzes am Beispiel der Kochrezepte für Vorspeisen. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Dubicka, Joanna (2007): Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. „Reden“, „Sprechen“, „Sagen“ und „Schweigen“ in den deutschen Sprichwörtern und Phraseologismen. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Hajduk, Anna (2007): Trugschluss im Diskurs. Am Beispiel der Internetdebatte zum Thema „Zentrum gegen Vertreibungen“. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Matkowska, Alicja (2010): Text-Bild-Relationen in der Werbung – in den ausgewählten Frauenzeitschriften. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).
- Ziajka, Dominika (2010): Höflichkeit im Deutschunterricht. Wrocław (unveröff. Magisterarbeit).

Sekundärliteratur

- Bartnicka, Barbara / Hansen, Björn et al. (2004): Grammatik des Polnischen. München: Sagner.
- Bartsch, Werner (1980): Tempus, Modus, Aspekt. Die systembildenden Ausdruckskategorien beim deutschen Verbal-komplex. Frankfurt a. M.: Diesterweg.
- Binnick, Robert I. (Hg.) (2012): The Oxford handbook of tense and aspect. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Borik, Olga (2006): Aspect and reference time. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Cirko, Lesław (2013): „Glanz und Elend der Magisterarbeiten: Ein Essay über diverse (Un-) Sitten des studentischen Schaffens“. In: Jarosz, Józef / Schröder, Stephan M. / Stopyra, Janusz (Hg.): *Studia Scandinavica et Germanica. Vom Sprachlaut zur Sprachgeschichte. 28 linguistische Annäherungen an diachrone und synchrone Sprachbe-trachtung.* Wrocław: Wyd. Univ. Wroc., S. 89-96.
- Cirko, Lesław (2018): „Genrespezifische Dissonanzen abbauen – aber wie?“. In: Cirko, Lesław / Pittner, Karin (Hg.): *Wissenschaftliches Schreiben interkulturell: Kontrastive Perspektiven.* Berlin u.a.: Lang, S. 55-71.
- Czochralski, Jan (1975): Verbalaspekt und Tempussystem im Deutschen und Polnischen. Eine konfrontative Darstellung. Warszawa: PWN.
- Darski, Józef (2015): Deutsche Grammatik. Ein völlig neuer Einsatz. Gramatyka niemiecka z uwagami kontrastywnymi. 2. Aufl. Poznań: Wyd. UAM.
- Engel, Ulrich (2009): Deutsche Grammatik. 2. Aufl. Neubearbeitung. München: iudicium.
- Engel, Ulrich / Rytel-Kuc et al. (1999): Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. Heidelberg: Groos.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1986): Tempus fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen. Stuttgart: Schwann.
- Heinold, Simone B. (2015): Tempus, Modus und Aspekt im Deutschen. Tübingen: Narr.
- Jakobson, Roman (1981 [1959]): „Linguistische Aspekte der Übersetzung“. In: Wilss, Wolfram (Hg.): *Übersetzungswissenschaft.* Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, S. 189-198.
- Klein, Horst G. (1974): Tempus, Aspekt, Aktionsart. Tübingen: Niemeyer.
- Koschmieder, Erwin (1987): Aspektologie des Polnischen. Neuried: Hieronymus. (= Poln. Nauka o aspektach czasownika polskiego, übers. von Nina Kozłowska. Wilno 1934).
- Morciniec, Norbert (1996): „Vom Nutzen kontrastiver Sprachanalysen für eine vertiefte Erkenntnis der Muttersprache“. In: *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen 1996.* Bonn: DAAD, S. 331-344.
- Morciniec, Norbert (2012): „O wartościach poznawczych językoznawstwa porównawczego“. In: Cirko, Lesław / Kiedroń, Stefan (Hg.): *Vita in linguis. Schriften zur Germanistik und Niederlandistik.* Wrocław: ATUT, Dresden: Neisse Verlag, S. 291-304. (Ursprünglich in: *Orbis Linguarum. Legnickie Rozprawy Filologiczne 5/1996*, S. 241-250).
- Morciniec, Norbert (2016): *Gramatyka kontrastywna.* Wrocław: Wyd. WSF.
- Mugler, Alfred (1988): Tempus und Aspekt als Zeitbeziehungen. München: Fink.
- Nagórko, Alicja (1998): *Zarys gramatyki polskiej (ze słowotwórstwem).* 3. Aufl. Warszawa: PWN.
- Pepouna, Soulemanou (2007): Aktionsart, Zeitkonstitution und Aspekt. Eine Untersuchung am Beispiel des Deutschen, des Französischen und des Polnischen. Regensburg: Roderer.
- Siepmann, Dirk (2006): „Academic writing and culture: An overview of differences between English, French and German“. In: *Meta: journal des traducteurs / Meta: Translators' Journal 51, 1*, S. 131-150.
- Skibitzki, Monika (2007): *Polnische Grammatik.* Hamburg: Buske.
- Weinreich, Cornelia (2010): Das Textsortenspektrum im fachinternen Wissenstransfer. Untersuchungen anhand von Fachzeitschriften der Medizin. Berlin / New York: de Gruyter.
- Weinrich, Harald (2001): *Tempus. Besprochene und erzählte Welt.* 6. Aufl. München: Beck.
- Weinrich, Harald (2007): *Textgrammatik der deutschen Sprache.* 4. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft. ■

ZUR SPRACHE DES RASSISMUS

Der Autor ist Professor i. R. für deutsche Sprache an der TU Dortmund.

Rassismus geht davon aus, die Menschheit sei vollständig in ‚Rassen‘ zu gliedern. Im Vergleich sei eine – die des Sprechers – der anderen vorzuziehen. Das geht bis hin zur Ansicht, die andere Rasse stehe auf der Grenze des Menschseins. Die gegenwärtige Gestalt des Rassismus¹ geht vor allem auf Aufklärer wie Carl von Linné und Immanuel Kant zurück, die Taxonomien der Lebewesen bzw. der Menschen anstrebten. Kant sah eine unterschiedliche Wertigkeit in den einzelnen Rassen, das 19. Jahrhundert fügte eine sozialdarwinistische Komponente hinzu: Die weiße Rasse habe eine überlegene Kultur und habe sich im Kampf um Ressourcen wie den ‚Lebensraum‘ zu behaupten; ihr stehe die Herrschaft zu. Insbesondere die Juden bildeten eine gefährliche Rasse, die die Weltherrschaft anstrebe, indem sie sich wie Bazillen in Gastvölkern ansiedle und wie eine Krankheit den Körper – das als Organismus gedachte ‚Volk‘ – attackiere, das sich wehren müsse (Paul de Lagarde, Richard Wagner). Zu großen kulturellen Leistungen sei etwa die jüdische Rasse nicht fähig (Wagner), Muslimen seien kulturelle Leistungen wie Musik und Baukunst abzusprechen und überhaupt seien zu viele genetisch Minderbegabte schädlich für die deutsche Gesellschaft (Thilo Sarrazin). Sol-

che Gedanken werden besonders von der politischen Rechten geäußert; Rassismus zeigt sich aber in allen Gruppen der Gesellschaft.

RASSISMUS MUSS BEGRIFFLICH KLAR GEFASST WERDEN

Das Rassekonzept

Es gibt eine Fülle von Arbeiten zum Rassismus. Woran es vor allem mangelt, ist – jenseits bloßer Intuition – eine brauchbare begriffliche Fassung dessen, was unter *Rassismus* zu verstehen ist. Deutlich ist nur, dass es sich um gruppenbezogene Aussagen handelt und sich darin eine Feindseligkeit der äußernden Person zeigt. Von den Äußerungen zu trennen sind zugrundeliegende Wissensbestände bzw. Einstellungen, die den harten Kern des Phänomens bilden.

Wir entwickeln eine Definition in Schritten (vgl. Abb. 1):

- Rassismus basiert auf einer gesellschaftlichen Aufteilung in Gruppen, die im Gegensatz zueinander stehen, einer neutral oder positiv bewerteten und einer (oder mehrerer) negativ bewerteten. So ergibt sich ein hierarchischer Aufbau.
- In der Aufteilung erhält die *Wir-Gruppe* den Vorrang, etwa weil sie kulturelle oder historische Verdienste hätte, mehr Bildung und Intelligenz, vorteilhafteres Aussehen oder bessere Gene besäße etc. Den *Die-Gruppen*, den Anderen, komme ein auf den Vergleichsdimensionen nachgeordneter Rang zu.
- Die Gruppen müssen mehr oder minder zweifelsfrei unterschieden werden können. Dazu werden Eigenschaften herangezogen, die als Indikatoren fungieren. Das sind a) oberflächlich leicht zu identifizierende, unveränderliche Eigenschaften wie Hautfarbe, Gestalt, Kopfform, die Sprache oder b) nicht sichtbare Charakteristika wie Herkunft, Blut, Gene. Der *primitive Rassismus* greift immer wieder auf a) zurück, der *pseudowissenschaftliche* auf a) und b).
- Zur Differenzierung gehört die im Wissen verankerte (epistemische) Zuschreibung von mit der Gruppe assoziierten Dispositionen und Handlungspraktiken (Minderbegabung, Faulheit, Triebhaftigkeit, Rohheit; Essgewohnheiten, Feste etc.). Die Zuschreibungen werden vor allem an der *Die-*

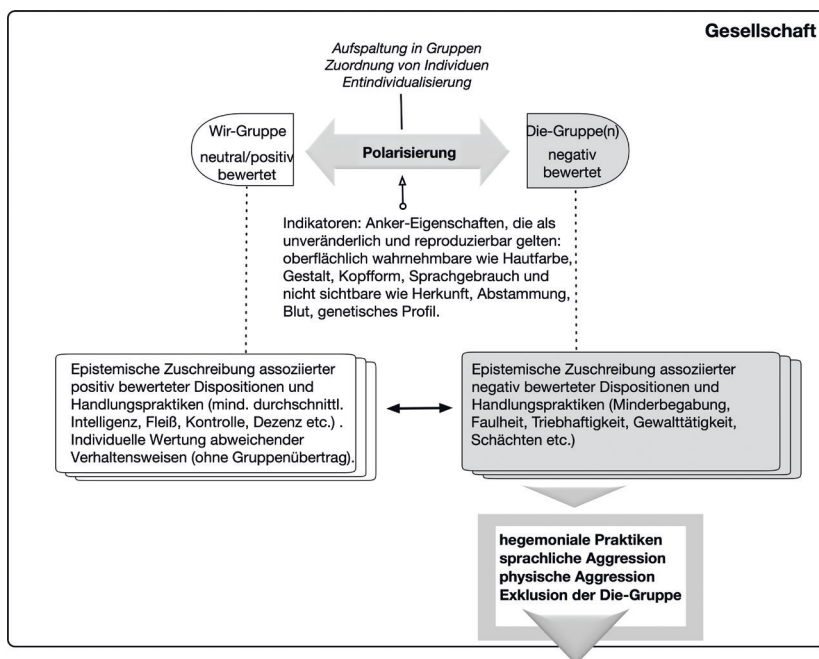


Abb. 1: Rassismuskonzept

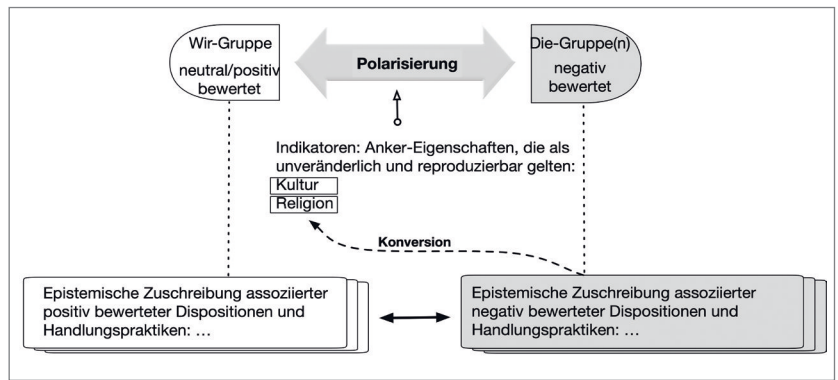


Abb. 2: Konversionen (epistemische Zuschreibungen → Anker-Eigenschaften)

Gruppe festgemacht, während die *Wir-Gruppe* in der Regel durch neutrale, positive Merkmale oder ihre Abwesenheit gekennzeichnet ist.

- e) Der Kontrast wertet die Eigengruppe auf, ihre Eigenschaften (etwa die der ‚Weißen‘) erscheinen weniger als rassistische; sie werden als Merkmale eines Normaltypus dargestellt. Von den Gruppen geteilte Charakteristika spielen keine Rolle, sie werden, wo sie auftauchen, ignoriert oder heruntergespielt.
- f) Wo begründet wird, finden sich bloße Plausibilitäten, Vertrauen auf das oberflächlich Sichtbare oder an wissenschaftliche Arbeiten angelehnte Formulierungen, die sich auf Beobachtungen, Messungen (z. B. der Schädelform), Schlüsse und pseudologische Extrapolationen beziehen, manchmal aber auch Mythen, geheimes Wissen, spezielle Zugänge Eingeweihter etc. in Anspruch nehmen.
- g) Rassistische Äußerungen zeigen die Merkmale eines im Wissen der *Wir-Gruppe* verankerten Bildes.

Indikatoren und Zuschreibungen haben in der Regel nur geringen oder gar keinen empirischen Gehalt, und wo sie nicht länger funktionieren, finden sich *Konversionen* (vgl. Abb. 2). Als Indikator kann etwa die *Kultur* oder die *Religion* erscheinen. So beziehen die „Identitären“, die sich auf die „konservative Revolution“ der Weimarer Zeit beziehen, scheinbar eine kulturpluralistische Position und postulieren, dass alle Kulturen wertvoll und bewahrenswert seien; jede Kultur sei aber eine an Ort und Region gebundene² Lebensform, die sich durch unveränderliche Eigenschaften und Homogenität ihrer Angehörigen auszeichne. Jede Form der Mischung sei für die aufnehmende Kultur schädlich und Migration daher abzulehnen. Wir begegnen hier einer kulturell angereicherten, nicht die Biologie bemühenden Auffassung, die flexibel anwendbar scheint, aber an das „Blut und Boden“-Ideologem des Nationalsozialismus erinnert. Im Blick auf Migration wird eine Wieder-Eroberung kultureller „Hegemonie“ (an Gramsci erinnernd) im eigenen Land gefordert, die auf die spanische „Reconquista“ anspielt.

GEFÄHRLICHE FLEXIBILITÄT: WANDLUNGEN DES RASSISMUS

Eine andere Konversion nimmt die Religion als Indikator und richtet sich vor allem gegen den Islam und seine Praktiken. Daher werden türkische Migranten und

die Aufnahme von Flüchtlingen aus Ländern wie Syrien oder Afghanistan abgelehnt. Institutionen sollen Muslimen in keiner Weise ‚entgegenkommen‘ (Assimilation, Kopftuchverbot etc.).

- (1) AUS RÜCKSICHT AUF DAS „SEELENHEIL“ Kita streicht Schweinefleisch für alle Kinder. Ab sofort sind auch Gummibärchen verboten. (BILD, 23.7.2019)

BILD polarisiert (Mehrheit – Minderheit) mit „alle Kinder“: Ein für eine Gruppe bestehendes Speiseverbot soll auf die Gesamtheit der Kinder ausgedehnt werden. Mit dem „Seelenheil“ distanziert sie sich ironisch von der Religion, auf sie soll keine Rücksicht genommen werden (dagegen Grundgesetz (GG) Artikel 3 (3): Verbot der Benachteiligung aufgrund des Glaubens). Da es um Schweinefleisch geht, können als *Die-Gruppe* die Muslime gemeint sein, deren Religion (Koran, Sure 2, 173) letztlich dafür verantwortlich scheint, dass nunmehr alle Kinder kein Schweinefleisch essen dürfen. Das Schwein ist auch im Judentum (3. Buch Moses 11,3) unrein – aber die Springer-Presse attackiert grundsätzlich das Judentum nicht. Die *Wir-Gruppe* bleibt unspezifiziert, die Ankereigenschaft ist die Religion. Nicht diskutiert wird die Alternative für Kinder der Minderheit, Tabuisiertes oder nichts zu essen. Für die behauptete aktuelle Benachteiligung der Mehrheit werden die Kitas verantwortlich gemacht (das Bild eines Leiters wurde abgedruckt), sie werden dem Volkszorn in den Netzen ausgesetzt. Mit den Gummibärchen kommen im Artikel explizit die Muslime („Weil unter den 300 Kindern auch zwei muslimische Mädchen sind, gelten ab sofort andere Regeln – auch Gummibärchen sind jetzt tabu“) ins Spiel. „Bratwurst, Bulette oder Schnitzel“ erscheinen als Lieblingsspeisen von Kindern – Umfragen (auch von BILD berichtet) nennen aber Spaghetti, Nudeln, Hähnchen und Pizza. Es kam zu den erwarteten Diskussionen, populistisch befeuert, z. B.: „Schweinefleischverbot in Kitas ist die Kapitulation vor dem Islam“ (von Storch, Face-

book 23.7.2019, <<https://de-de.facebook.com/BeatrixVonStorch>>).³ Kein Thema waren die in sehr vielen Kitas heute praktizierten Alternativen, der Umgang mit jüdischen, mit vegetarisch oder vegan aufwachsenden Kindern. Das Beispiel zeigt, dass das propagandistisch-symbolische Moment im Zentrum steht, während Inhalte keine Rolle spielen (vgl. schon Adorno 2019 [1967], S. 41).

Handlungsmuster und Äußerungsformen

Der pragmatische Rahmen ist das Muster Beleidigen, das in der Strafrechtsdiskussion als Äußerungsdelikt gilt (dazu gehören u. a. Volksverhetzung, Verleumdung, üble Nachrede). Beleidigungen treten auf, wo ein Kooperationszusammenhang schon gestört, aufgegeben oder gar nicht existent ist. Rassistische Inhalte können auch in anderen Handlungszusammenhängen vorkommen, als Gehalt in Erzählungen, in Begründungen, (Reise-)Beschreibungen etc. Das ganze Spektrum ist eine Untersuchung wert. In vielen Konstellationen wird eine wenigstens minimale Anwesenheit Dritter als Resonanzboden oder eine größere Öffentlichkeit (auf einer sozialen Plattform) vorausgesetzt.

GRUPPENBILDUNGEN UND ZUGESCHRIEBENE VERALLGEMEINERUNGEN: SPRACHLICHE FORMEN

Rassistische Äußerungen können die Ausdrucksmöglichkeiten für die Generalisierung über Klassen und Gruppen, für die *Generizität* des in einer Äußerung Gesagten nutzen; sie umfassen vor allem Nominalgruppen, Prädikationen und quantifizierende Formen. Möglich sind auch herabsetzende nominale Ausdrücke (Schimpfwörter, Spottnamen) oder Prädikate, die negativ bewertende Charakteristika zuweisen. Generalisierung kann ferner durch eine Indefinitheitskonstruktion (‘ein beliebiges Individuum einer Gruppe’) bei semantisch passender Prädikation (‘x-t immer wieder’ und ‘x-en ist schlecht’) ausgedrückt werden:

- (2) Wir Weißen in Europa sind deswegen so intelligent, weil die ganzen Leute mit niedrigem IQ die Eiszeit nicht überlebt haben bei uns. Wir mussten uns anpassen und hart arbeiten um zu überleben. **Ein Schwarzer im Urwald** kann den ganzen Tag rumliegen und sich von den Früchten ernähren. (Kranz, Twitter, 15.7.2019)⁴

Die *Wir-Gruppe* schließt – wie in rassistischen Äußerungen die Regel – den Autor ein, hier ist sie explizit charakterisiert (‘wir Weißen’), als *Die-Gruppe* werden die Schwarzen ‘im Urwald’ entgegengesetzt. Mit dem indefiniten Artikel wird ein charakteristisches Exemplar einer Art (hier: Rasse) in die Vorstellung gebracht, dem ein iteratives ‘Herumliegen’ und der ständige Zugang zu Früchten (essen, ohne dafür arbeiten zu müssen) in einer Phantasie-Projektion von Wohlleben zugewiesen wird. Derart manifeste ‘Faulheit’ ist eine verbreitete, bildhafte Wissensseinheit, die für eine rassistische Sinnkonstruktion mindestens seit dem 18. Jahrhundert geläufig ist und alte Paradiesbilder negativ zur Kontrastfolie wendet. Die *Anker-Eigenschaft* ist die Hautfarbe (‘weiß’ versus ‘schwarz’). Die exemplarische Präsentation soll ein induktives Schließen auf alle Gruppenangehörigen (→ (fast) alle Schwarzen im Urwald) auslösen, wobei Ausnahmen Rassisten nicht stören. In den Bereich der Dispositionen fällt die vulgär-darwinistisch begründete Zuerkennung (Weiße) bzw. Aberkennung (Schwarze) von Intelligenz. Der Verfasser gibt dem rassistischen Befund einen wissenschaftlichen Anstrich.

Das Beispiel erinnert an eine Aussage aus Kants Klassifikation von 1785; dem Aufklärer ging es um ein universelles Raster menschlicher Rassen, allerdings fehlte es an einer empirischen Basis jenseits geläufiger Vorurteile:

- (3) Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in **der Rasse der Weißen**. Die **gelben Indianer** haben schon ein geringeres Talent. Die **Neger** sind weit tiefer, und am tiefsten steht **ein Teil der amerikanischen Völkerschaften**.“ (Kant 1977, S. 316)

Kant verwendet Mittel der definiten Determination, die einen bestehenden Wissenszugang auf Adressatenseite voraussetzen. Die Rasse erscheint in der Singularform (‘die Rasse der Weißen’) als individueller Gegenstand; in der Pluralform (‘die gelben Indianer’, ‘die Neger’) ist die Rasse als Kollektiv aller Angehörigen gemeint. Der generelle Bezug auf einen ‘Teil der amerikanischen Völkerschaften’ wird nicht weiter spezifiziert. Letztlich wird die Prädikation der ‘Vollkommenheitsgrade’ auf alle bezogen.

Kant spricht von der ererbten, unveränderlichen Anker-Eigenschaft ‚Hautfarbe‘ (ursprünglich bei ihm wie bei Aristoteles ans Klima gebunden) und koppelt daran summarisch Fähigkeitspotenziale (epistemische Zuschreibung von Eigenschaften), vgl. Abb. 3.

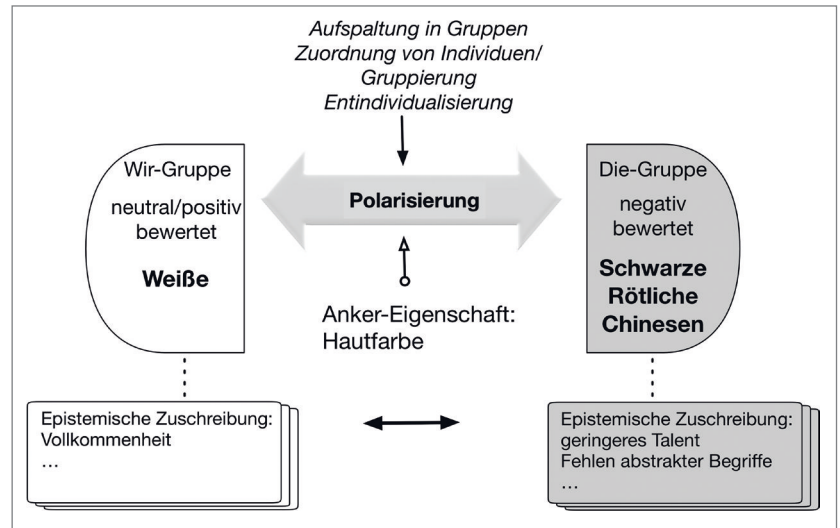


Abb. 3: Kants Rassenklassifikation

Die Bezeichnung *Neger* wurde im 18. und 19. Jahrhundert noch nicht als herabsetzend empfunden; maßgeblich für die Verwendung von Gruppenbezeichnungen ist stets die Auffassung der bezeichneten Gruppe, so dass *Neger* heute als rassistisch zu werten ist.

Philosophen wie Hegel und Fichte haben sich ähnlich geäußert. Gemeinsam ist den drei Philosophen auch der Antijudaismus.

19. JAHRHUNDERT: WAGNER UND DIE JUDEN

Richard Wagner kämpfte um die Anerkennung bei der Musikkritik und in den Opernhäusern als führender Komponist seiner Zeit. Konkurrenten waren vor allem Mendelssohn und Meyerbeer. In dieser Konstellation entstand die Schrift „Das Judentum in der Musik“ (1850), aber die zweite Auflage 1869 zeigte (wie Wagners Briefe und als jüdisch karikierte Figuren in den „Meistersingern“ und „Parzival“) einen fortbestehenden Antijudaismus.

(4) **Der Jude** [...] fällt uns im gemeinen Leben zunächst durch seine äußere Erscheinung auf, [...] wir wünschen unwillkürlich mit einem so aussehenden Menschen nichts gemein zu haben. [...] Zunächst muss im Allgemeinen der Umstand, dass **der Jude** die modernen europäischen Sprachen nur wie erlernte, nicht als angeborene Sprachen redet, ihn von aller Fähigkeit, in ihnen sich seinem Wesen entsprechend, eigentümlich und selbständig kundzugeben, ausschließen. Eine Sprache, ihr Ausdruck und ihre Fortbildung, ist nicht das Werk Einzelner, sondern einer geschichtlichen Gemeinsamkeit: nur wer unbewusst in dieser Gemeinsamkeit aufgewachsen ist, nimmt auch an ihren Schöpfungen teil. (Wagner 2000, S. 148, 150)

Die Generalisierung läuft über den bestimmten Artikel, die Nominalgruppe behandelt die Rasse als individuellen Gegenstand. Die „äußere Erscheinung“ gehört zu den Anker-Eigenschaften; über Jahrhunderte – bis hin zum NS-„Stürmer“ – wurden Juden stereotyp gezeichnet (Nase, Hut, Gewand, Gestus etc.), das finden wir partiell auch in der Darstellung von Arabern, etwa im Satiremagazin „Charlie Hebdo“. Assoziiert damit ist die behauptete Abscheu, die Personen aus der *Wir-Gruppe* Juden gegenüber angeblich empfinden. Es wird ferner behauptet, dass die zugestandene Mehrsprachigkeit europäischer Juden defizitär sei, weil die Sprachen stets wie Fremdsprachen und nicht wie native artikuliert würden. Wenn das zuträfe, hätten Juden keine Erstsprache, sie könnten sich nicht ihrem „Wesen entsprechend“ autonom ausdrücken. Eine Sprache sei an eine „geschichtliche Gemeinsamkeit“ gebunden, in der man sozialisiert sein müsse, sonst könne man nicht in dieser Sprache kreativ (und auch nicht Schauspieler) sein. Dies ist eine merkwürdige Verdrehung wissenschaftlicher Auffassungen zu einer pseudowissenschaftlichen Mischung. Damit müssten Juden immer Ausländer bleiben und könnten die Gesellschaft und ihre Kultur nicht verstehen.

(5) Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserem Ohre zunächst ein zischender, schrillender summsender und murksender Lautausdruck der jüdische Sprechweise auf: eine unsrer nationalen Sprache gänzlich uneigentümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phrasenkonstruktionen gibt diesem Lautausdruck vollends noch den Charakter eines unerträglich verwirrten Geplappers, bei dessen Anhörung unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich mehr bei diesem widerlichen *Wie*, als bei dem darin enthaltenen *Was* der jüdischen Rede verweilt. (Wagner 2000, S. 151)

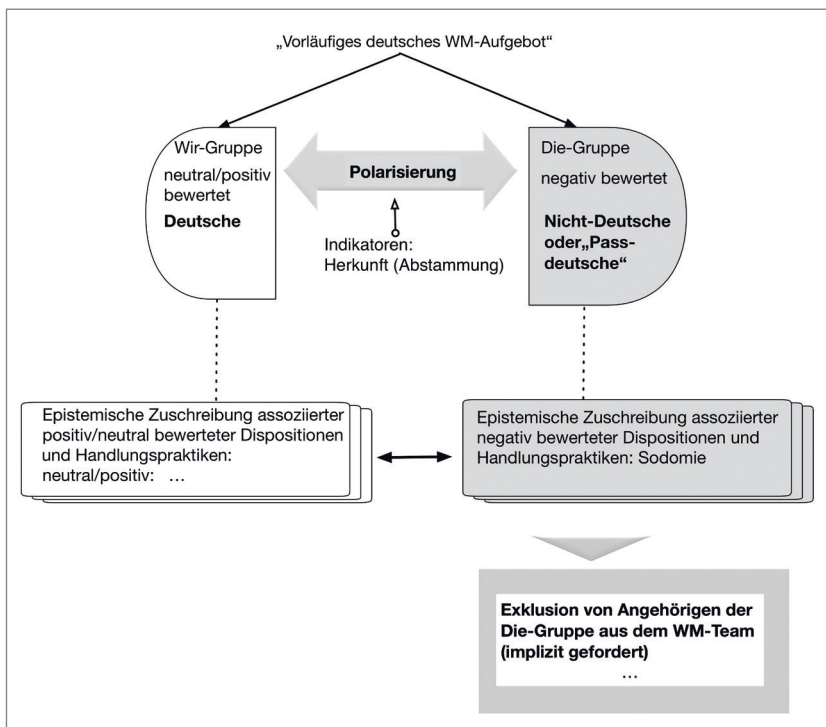


Abb. 4: Rassistische Beleidigung der Spieler Gündoğan und Özil

Neben der Mehrsprachigkeit von Juden wird auch ihre Sprache als nicht verstehbar verächtlich gemacht. Mit der Schrittfolge Beobachtung – Feststellung des Auffälligen – Beschreibung – Erklärung wird eine wissenschaftliche Form in Anspruch genommen. Der unwissenschaftliche Begründungszusammenhang wird auf die Musik übertragen. Selbst ein Komponist wie Mendelssohn könne nie zu tiefem musikalischem Ausdruck gelangen, der die Seele erfasse (Wagner 2000, S. 163). Das gelte auch für Schriftsteller wie Heine oder Börne, denen alles zur Lüge gerate (ebd., S. 172). Wagners Text ist nicht einfach ein taktischer Rassismus, er zeugt von einem tiefsitzenden Hass, der schließlich in eine Auslöschungsphantasie einmündet: „Erlösung“ durch „Untergang“ (ebd., S. 173). Aufgegriffen wurde er u. a. von Hitler (siehe Hartmann et al. (Hg.) (2016)).

„DAS WIRD MAN DOCH NOCH SAGEN DÜRFEN“: HASSREDEN IM NETZ

Die einfachste Form der Hassrede, auch kleinen Kindern geläufig, ist die Beschimpfung. Die Konstellation von (6) ist eine öffentliche Diskussion um das Treffen der Nationalspieler Özil und Gündoğan mit dem türkischen Präsidenten Erdoğan. Das Posting des SPD-Stadtrats Holzhauser aus Bebra erscheint am 19. Mai 2018, kurz vor der Fußball-WM:

- (6) Das vorläufige deutsche Aufgebot zur WM – **25 Deutsche und zwei Ziegenficker**. (Holzhauser 2018, Facebook, <<https://de-de.facebook.com/>>)

Grammatisch gesehen liegt ein Nominalsatz vor, der mit der Subjektion (im Adressatenwissen zugänglicher Redegegenstand) einsetzt, und durch Gedankenstrich verbunden mit einer nominalen Prädikation, bestehend aus zwei koordinierten Nominalgruppen abschließt. Mündlich wäre zwischen den Teilen eine intonatorische Zäsur (Progredienz, kurze Pause) anzunehmen. Das deutsche Aufgebot wird zerlegt in die Teilgruppe der Deutschen (im Sinne von Abstammung) als *Wir-Gruppe*, zu der sich der Schreiber wohl zugehörig fühlt und der Nicht-Deutschen, Indikator ist die Herkunft (Abb. 4). Der Ausdruck *Passdeutsche* begegnet besonders bei Rechten, die auf rassistischen Kategorien wie Abstammung, Gene etc. insistieren und die Einbürgerung mit deutschem Pass (beide Spieler haben nur die deutsche Staatsangehörigkeit) nicht akzeptieren. Die *Die-Gruppe* wird vulgär-beleidigend als „Ziegenficker“ bezeichnet; eine Beleidigung für Menschen aus dem (östlichen) Mittelmeerraum, denen Sodomie unterstellt wird. Vieles ist in dieser Beleidigung nicht explizit gemacht, die Zuordnung des Schimpfwortes zu Personen muss erschlossen werden, die epistemischen Eigenschaften sind kaum gefüllt etc. Die Operation auf vorhandenem Wissen verhindert aber Verstehensprobleme. Solche Latenz findet sich in vielen rassistischen Beleidigungen; die geschickteren haben eine Interpretationsebene, die (etwa vor Gericht) als noch gerade akzeptable Deutung erscheint.

Auf Twitter wird im August 2018 – auch gegen die Bundeskanzlerin gerichtet – gepostet:

- (7) Antwort an @Ofenschlampe
Ofenschlampe , das ist kein Witz , sondern Realität ! Merkel hat 1,5 Millionen Ziegenficker nach Deutschland eingeladen ! Auf unsere Kosten !! Und das Weib läuft immer noch frei herum ! Hodo @hdo55400581 (Twitter, <<https://de-de.facebook.com/BeatrixVonStorch/>>, 19.8.2018 (Stand: 22.8.2019)

Der folgende Tweet von B. von Storch (AfD) reagiert darauf, dass die Kölner Polizei Neujahrsgriße in verschiedenen Sprachen, darunter Arabisch, gepostet hatte.

(8) Was zur Hölle ist in diesem Land los, wieso twittert eine offizielle Polizeiseite aus NRW auf Arabisch? Meinen Sie, die **barbarischen, muslimischen, gruppenvergewaltigenden** Männerhorden so zu besänftigen?“ (<https://twitter.com/Beatrix_vStorch>, 1.1.2018 (Stand: 20.5.2018))

Die Äußerung bettet herabsetzende Charakteristika als Adjektivattribute in eine Nominalgruppe ein: das klassische „barbarisch“: ‚wild‘, ‚sprachlich fremd‘, ‚unzivilisiert‘, „muslimisch“: islamophob aufgeladen, „gruppenvergewaltigend“: behauptet anhaltende Aktivität einer Männergruppe, die als „Horde“ (‚kriegerische Truppe asiatischer Provenienz‘) erscheint. Die restriktiven Adjektive entziehen die Charakteristika unmittelbarer Thematisierung, insofern wirken sie impliziert. Es wird eine Gruppe aufgebaut, deren Mitglieder durch epistemische Zuschreibungen („barbarisch“, „gruppenvergewaltigend“) und (hier konvertiert) rassistische Indikation („muslimisch“) gekennzeichnet sind. In der Verwendung von *muslimisch* liegt religiöser Rassismus. Diese Äußerung hat der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Münster, Sharon Fehr, als „mehrfach nur widerlich“ (Westfälische Nachrichten 4.1.2018) kritisiert. Daraufhin der AfD-Ratsherr Martin Schiller:

(9) **Es wäre wahrscheinlich auch zu viel verlangt von Ihnen zu erwarten, dass Sie die große Sorge um unser deutsches Vaterland mit uns teilen!** [...] **Schauen Sie ruhig weiter weg, aber wahrscheinlich genießen Sie den schleichenden Verfall eines Landes, welches Sie verachten!** (Schiller, Martin: <www.facebook.com/AfDRatsgruppeMS/posts/383315615445628?comment_id=3833316254_44027¬if_id=1514885198464967¬if_t=feed_comment>, Stand: 5.1.2018)

Wir finden hier die typische Gruppenpolarisierung zwischen einer *Wir-Gruppe* (der Deutschen) und einer ausgehend vom Adressaten aufzubauenden *Die-Gruppe* (Fehr: Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Münster → die Juden). Für diese Gruppe (Juden) gelte,

- a) dass sie die Sorge um das deutsche Vaterland nicht teilen,
- b) dass sie Deutschland verachten und
- c) dass sie (wahrscheinlich) den „schleichenden Verfall“ Deutschlands „genießen“.

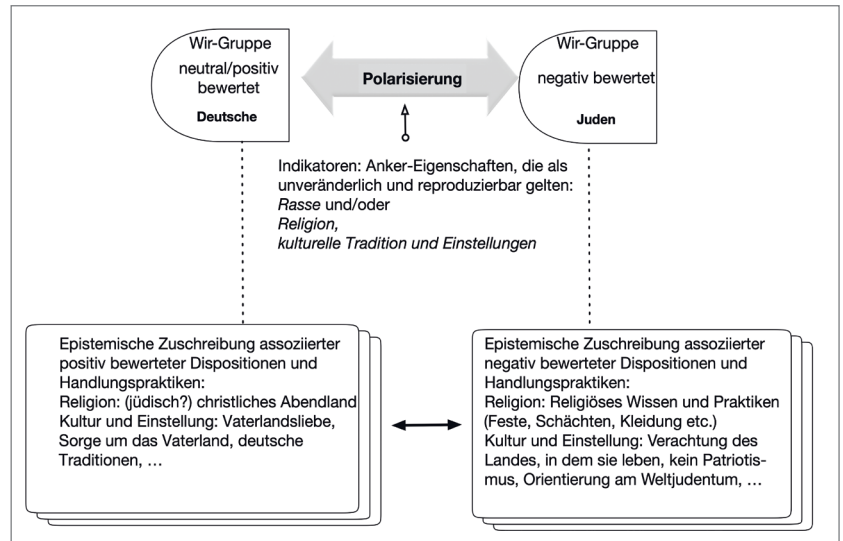


Abb. 5: Deutsche versus Juden

Hinter a) steht eine schon während und nach dem ersten Weltkrieg von Antisemiten verbreitete These, die zu verdecken suchte, dass 100.000 Juden im Krieg für Deutschland gekämpft hatten. Der preußische Kriegsminister ließ gar die jüdischen Soldaten zählen, aber die Zahl blieb geheim. Juden wurden als Sündenböcke Teil der ‚Dolchstoßlegende‘, ihre Eisernen Kreuze waren schnell vergessen. Im Faschismus galten Juden als ‚Volksverräter‘ und ‚vaterlandslos‘ (ähnlich im Stalinismus als ‚Kosmopoliten‘ ohne Heimatland). Die vielfach von ihnen bekundete ‚Vaterlandsliebe‘ wurde zurückgewiesen, ihr Land kündigte die Symbiose auf. a) ist somit ein anti-jüdisches Vorurteil, das bereits ab 1914 und dann propagandistisch im Nationalsozialismus verbreitet wurde. Ähnlich verhält es sich mit b) und c). Der Jude verachte sein Gastland (heimisch sei er nirgends); sein Einsatz im I. Weltkrieg wird ‚vergessen‘ und unterstellt, er orientiere sich an Interessen fremder Mächte (USA, Weltjudentum, Bolschewismus). Wer heute a) - c) aufgreift, *reaktualisiert* ein anti-jüdisches Ideologem des deutschen (Prä-)Faschismus und sendet mit „unser deutsches Vaterland“ ein Signal an alle, die auf der politischen Rechten eine rückwärts-gewandte Denkweise teilen. Dabei kann in der fraglichen Äußerung vieles latent bleiben. Aus der Person des Adressaten und der Polarisierung ist die gemeinte Gruppe zu erschließen (vgl. Abb. 5).

DIE SCHWIERIGKEIT, RASSISMUS JURISTISCH ZU FASSEN

Juristisch ist für rassistische Beleidigungen und den Spezialfall der Holocaust-Leugnung § 130 Strafgesetzbuch (StGB) vorgesehen, das Gesetz gegen „Volksverhetzung“. Bestraft wird wer „nationale, rassische, reli-

giöse oder durch ihre ethnische Herkunft bestimmte Gruppen“ oder Einzelne angreift, „beschimpft, böswillig verächtlich macht oder verleumdet“, zu Hass oder Gewalt aufruft. Wenn die Menschenwürde nicht tangiert ist oder eine Formalbeleidigung oder Schmähung vorliegt, kann nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts (BVerfGE 93, S. 266, S. 293) § 130 StGB die Meinungsfreiheit (Art. 5 GG) nur nach einer Abwägung eingeschränkt werden; dabei muss die für den Beschuldigten *günstigste Deutung* (nicht die wörtliche Bedeutung) herangezogen werden. Klar ist das, wenn jemand auf Facebook Geflüchtete als „Affen“, „Ungeziefer“ oder „Pack“ bezeichnet (OLG Hamm, 7.9.2017, Az. 4 RVs 103/17). Die Abwägung fällt in jüngerer Zeit und in Ostdeutschland häufig zugunsten der Meinungsfreiheit aus, etwa wenn die Konstellation politischer Meinungskampf bzw. Wahlkampf oder eine Sachdebatte auch hinter einer (vielleicht grenzwertigen) Polemik noch erkennbar ist. So enden derartige Verfahren für Betroffene oft enttäuschend. In den vier Jahren vor dem Mord an Walter Lübcke am 2.6.2019 gab es zahlreiche Hasskommentare gegen ihn im Netz, neun Verfahren wurden eingestellt, es gab keine Verurteilung. Das Verfahren gegen André Poggenburg (damals AfD), der am politischen Aschermittwoch (15.2.2018) in Deutschland lebende Türken als „Kümmelhändler“ und „Kameltreiber“ beschimpft hatte, sie sollten „sich dorthin scheren, wo sie hingehörten, weit, weit, weit hinter den Bosphorus, zu ihren Lehmhütten und Vielweibern“ (ZEIT 15.2.2018) wurde von der Staatsanwaltschaft Dresden am 5.6.2018 eingestellt. Seine Rede sei „polemisch“, rufe aber nicht zur Gewalt auf und sei vom Grundrecht auf Meinungsfreiheit (Art. 5 GG) gedeckt. In gleicher Weise reagierte die Staatsanwaltschaft Mühlhausen auf Strafanzeigen, nachdem Alexander Gauland (AfD) in einer Wahlrede (26.8.17) ausgeführt hatte, man wolle Aydan Özoğuz,

die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, „in Anatolien entsorgen“. Die Bundestagsabgeordnete Özoğuz hatte die deutsche Sprache als das entscheidende Merkmal deutscher Kultur angesehen.

In den USA geht der Schutz der Meinungsäußerung (1. Verfassungszusatz) noch sehr viel weiter. Der UN-Menschenrechtsgerichtshof betrachtet rassistische Äußerungen als nicht durch die Menschenrechtskonvention bzw. Meinungsfreiheit geschützt.

Fazit

Rassismus hat eine lange Geschichte. Er behindert Demokratie, friedliches Zusammenleben, Kooperation und internationale Kommunikation. Rassistische Äußerungen finden sich auch in der sog. ‚Mitte der Gesellschaft‘. In der Bundesrepublik greifen sie auf historische Konstellationen (Nationalsozialismus, religiöser Antijudaismus, biologistische und nationalistische Gedanken des 19. Jahrhunderts) zurück oder sind an Kultur oder Religion festgemacht. Wenn Politiker /-innen von „Messermännern“ (Weidel), „Pack“ (Gabriel), „Halbneger“ (Maier) reden oder Menschen „entsorgt“ (Gauland) werden sollen, die NS-Zeit als „Vogelschiss“ (Gauland) verharmlost wird, Migranten und Geflüchtete gefährlicher als Einheimische und im Zweifel an allem schuld sein sollen, wird politische Rede zur Hassrede. Auf Kritik folgt manchmal eine *partielle Distanzierung* („emotional verständlich, aber in der Form nicht angemessen“) oder die Inanspruchnahme einer *Beliebigkeit des Meinens* („das hat er nicht so gemeint“). Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es, Konstellation und Bedeutungspotenzial einer Äußerung genau zu bestimmen und solche Beliebigkeit einzuschränken. Hassreden sind eingebettet in diskursive bzw. intertextuelle Konstellationen, die für Gruppen Voraussetzungen und normative Bezugspunkte liefern, auf die man sich stützen kann. Es genügt eine Anspielung, um Wissen aufzurufen, das nicht explizit oder implizit formuliert ist.

Wo es keine wahrnehmbare Gegenrede gibt, werden die Grenzen weiter verschoben. Rassismus und Hassrede liefern ideologische Rechtfertigung für Gewalttaten. Analysen und Gegenstrategien zum alltäglichen Rassismus – im Blick auf die deutsche Geschichte – zu vermitteln, ist daher eine gesellschaftliche Aufgabe, der sich nicht nur Bildungsinstitutionen stellen müssen. ■

Anmerkungen

- ¹ Zur Vorgeschichte (Antike, Luther, Reconquista etc.) vgl. Frank / Hoffmann (i. Ersch.).
- ² Die Bindung von Kultur an das Vorhandensein eines eigenen Territoriums findet sich bei Hartmann et al. (Hg.) (2016, S. 789).
- ³ In der Zwischenzeit sind die angegebenen Facebook- und Twitter-Links nicht mehr abrufbar. Dies ist wohl auf die Schnellebigkeit dieser Medien zurückzuführen, oder diese Beiträge wurden zwischenzeitlich gelöscht.
- ⁴ Der Account wurde gesperrt.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (2019 [1967]): Aspekte des neuen Rechtsradikalismus. Berlin: Suhrkamp.
- Frank, Annika/Hoffmann, Ludger (i. Ersch.): Zur Pragmatik rassistischer Beleidigungen. In: Hohenstein, Christiane (Hg.): Sprache/n, Institutionen und mehrsprachige Gesellschaften. Münster: Waxmann.
- Geulen, Christian (2017): Geschichte des Rassismus. 3., durchges. Aufl. (= Beck Wissen 2424). München: Beck.
- Hartmann, Christian et al. (Hg.) (2016): Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition. 2 Bde. München/Berlin: Institut für Zeitgeschichte.
- Hoffmann, Ludger (2004): Richard Wagner: Das Judentum in der Musik. Antisemitismus zwischen Kulturkampf und Vernichtung? In: Conrady, Peter (Hg.): Faschismus in Texten und Medien: Gestern – Heute – Morgen? Oberhausen: Athena, S. 45-70.
- Kant, Immanuel (1977): Werkausgabe Band XI. Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1. Hrsg. v. Weischedel, Wilhelm. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wagner, Richard (2000): Das Judentum in der Musik. In: Fischer, Jens Malte (Hg.) Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“: Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel, S. 139-196. ■

TOTER ALS TOT? – WAS KANN GESTEIGERT WERDEN?

(Aus: Grammatik in Fragen und Antworten)

Der Autor war wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Grammatik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache und Leiter des Projekts grammis.

Wer tot ist, könnte toter nicht sein. Eine Steigerung ist bei diesem Zustand sachlich ausgeschlossen. Doch heißt das auch, dass die Bildung der Komparativform *toter* (auch: *töter*) als ungrammatisch gelten kann? Gewiss nicht, denn, wäre dies so, dann müsste schon die einleitende Feststellung als fehlerhaft gelten. Tatsächlich ist die Steigerungsform *toter* völlig regulär gebildet und deshalb so wenig ungrammatisch wie etwa ein sachlich unzutreffender Satz wie *Dieses Quadrat ist rund*.

Prinzipiell kann zu jedem Adjektiv, das nicht bereits in einer Steigerungsform vorliegt, eine Komparativform gebildet werden. Wenn dies bei Adjektiven, die nicht-steigerungsfähige Eigenschaften bezeichnen, selten geschieht, dann aus dem einfachen Grund, dass im Allgemeinen kaum Bedarf an entsprechenden Feststellungen besteht. In keinem Fall kann dies jedoch als Indiz dafür gelten, dass bei entsprechenden Adjektiven die Bildung von Steigerungsformen aus grammatischen Gründen unzulässig ist, denn damit würde das Symptom zur Ursache erklärt. Dies gilt umso mehr bei Adjektiven, die Eigenschaften bezeichnen, über deren Steigerungsfähigkeit die Meinungen auseinander gehen, wie dies etwa bei Farben der Fall ist.

Grenzen setzt der Steigerung als grammatischem Verfahren allein die Zugehörigkeit zu bestimmten Wortarten: Steigerungsfähig in grammatischem Sinn sind Adjektive als Attribute¹ und Prädikativkomplemente sowie einige wenige Adverbien:

Adjektive als Attribute

- Der **erhabenste** Ort Islands liegt südlich von Hlíðarendi. Es ist Gunnarshólmi. (Die Zeit (Online-Ausgabe), 22.7.2010)
- Nun ist ein offener und **freundlicherer** Blick auf den Campingplatz möglich. (Darmstädter Echo, 15.4.2016, S. 17)

- Die Stones haben gerockt, als die Zeiten gerockt haben, sie haben noch **geschmacklosere** Klamotten angehabt und waren irgendwie egal, als die Zeiten egal waren, also in den Achtzigern und Neunzigern, und heute leben sie gesund, besinnen sich aufs Wesentliche und spielen einfach gute Musik. (Welt am Sonntag, 24.6.2018, S. 17)

Adjektive als Prädikativkomplemente

- Der ‚Erbprinz‘ oder der ‚Elefant‘ wäre **angenehmer** gewesen. (Thomas Mann (1974): Meine Goethe-reise, (Vortrag 1932), In: Gesammelte Werke in zwölf Bänden mit einem Ergänzungsband 13, Frankfurt a. M.: Fischer, S. 71)
- Steile Abfahrten, rasante Sprünge – nur Fliegen ist **schöner**. Das ist die Meinung vieler Downhill-Freunde. (Kreis-Anzeiger, 8.10.2015)
- Schnaps und Most waren **billiger** als Wein. (Vorarlberger Nachrichten, 15.4.2000, S. A12)

Einige Adverbien

- Noch **bälder** scheint es wieder Sitzungen der politischen Gremien dieser Stadt zu geben. (Rheinische Post, 5.11.2011)
- Es seien Angebote «noch und **nöcher** gemacht worden». Der GDL gehe es anscheinend um einen Wettkampf mit der größeren Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft (EVG) - mit der haben DB und die Konkurrenten schon einen Branchentarif für den Nahverkehr unter Dach und Fach. (dpa, 18.4.2011, Hintergrund – Fragen & Antworten)
- Noch **gerner** würde sie zur Schule gehen, wenn es keine Hausaufgaben gäbe und die Lehrer nicht so streng wären. (Reutlinger General-Anzeiger, 22.9.2014)

- „Der Arzt hat mich in der Zeit **öfter** gesehen als mein Mann“, so Ferres, die seit 2014 mit dem Finanzunternehmer Carsten Maschmeyer (58) verheiratet ist. (Das goldene Blatt, 9.10.2017)

Was ist nicht steigerungsfähig?

Nicht steigerungsfähig sind hingegen Wörter aller anderen Wortarten,² obwohl sich, sachlich betrachtet, auch darunter manches findet, das zur Charakterisierung von Ereignissen und Sachlagen verwendet wird, die ein Mehr und Minder kennen: Erfolg, etwa, kann mehr oder weniger groß sein, ein Unglück mehr oder weniger schrecklich, doch die sprachlichen Mittel, mit denen hier Abstufungen vorgenommen werden, sind nicht morphologischer Art wie bei Adjektiven. Um etwa verschiedene Stufen der Intensität von Angst zu unterscheiden, kann man zu dem Nomen *Angst* so genannte Attribute stellen, etwa so:

- Es gibt Schüler in NRW, die haben **schreckliche** Angst vor Wasser. (Aachener Zeitung, 25.6.2019)
- Ich hatte **höllische** Angst und hab panisch geschrien und geweint. (Kurier (Österreich), 27.1.2019, S. 6)
- Wir hatten Angst **wie ein «Chüngeli» vor einer Schlange**. (St. Galler Tagblatt, 24.8.1999, *Wie ein Chüngeli vor der Schlange*)
- Besonders die Angst, die lähmt und durch Politik und Medien geschürt wird, treibt ihn um. (Abendzeitung, 5.5.2011, S. 24) ■

Anmerkungen

¹ <<https://grammis.ids-mannheim.de/fragen/40>>

² <<https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/244>>



Geht's noch röter als rot?

Fachliteratur zum Thema Komparation

<<https://grammis.ids-mannheim.de/bdg/suche?tags%5b%5d=Komparation&library=BDG>>

Bildnachweis

S. 49: pixabay.com/tomatoes-5356_1920 ■

Im IDS-Verlag neu erschienen:

Ibrahim Cindark / Arnulf Deppermann /
David Hünlich / Christian Lang / Michaela
Perlmann-Balme / Ingo Schöningh:

**Perspektive Beruf. Mündliche Kompetenz
von Teilnehmenden an Integrationskursen
und Vorschläge für die Praxis.**

ISBN: 978-3-937241-70-8. 2019. 58 S.

Download kostenlos unter:

[https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/deliver/
index/docId/9202/file/
Cindark_etal._Perspektive_Beruf_2019.pdf](https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/deliver/index/docId/9202/file/Cindark_etal._Perspektive_Beruf_2019.pdf)



Diese Broschüre fasst Ergebnisse einer Sprachstandserhebung zusammen, die das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Kooperation mit dem Goethe-Institut (GI) im Jahr 2017 durchgeführt hat. In einem tabletbasierten, simulierten Bewerbungsgespräch wurden Teilnehmende am Ende des Integrationskurses um eine mündliche Selbstdarstellung ihrer beruflichen Erfahrungen und Ziele gebeten. Das mündliche Kompetenzniveau der Leistungen wurde nach dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen (GER) untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass das Zielniveau B1 für das Handlungsfeld Arbeitssuche in den meisten Fällen nicht erreicht wird. Die Untersuchung bestätigt, dass jüngere Teilnehmende mit höherem Bildungsgrad und Fremdspracherfahrungen beim Deutscherwerb im Vorteil sind. Aus diesen Ergebnissen werden praktische Schlussfolgerungen zur Optimierung des Integrationskurssystems gezogen.

Informationen zum Projekt „Deutsch im Beruf: Die sprachlich-kommunikative Integration von Flüchtlingen“ finden Sie hier: dib.ids-mannheim.de.

Die gedruckte Ausgabe ist gegen eine Schutzgebühr von 3,- € zzgl. Versandkosten unter <http://buchshop.ids-mannheim.de> direkt vom Verlag erhältlich.

**IDS-VERLAG, c/o IDS,
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim**

IDS

LEIBNIZ-INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Besuchen Sie uns auf
facebook.com/ids.mannheim



IDS *aktuell*

Neues aus dem Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim

IDS

LEIBNIZ-INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Der Newsletter des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache „IDS *aktuell*“ fasst für Sie die relevantesten Nachrichten rund um das Sprachinstitut zusammen und gibt Ihnen einen kompakten Überblick über seine gegenwärtigen Tätigkeiten. Unverbindlich und kostenlos erhalten Sie interessante Informationen zu aktuellen sprachlichen Themen, Tagungen, Neuerscheinungen, Projekten, Kooperationen und Angeboten des IDS. Integrierte Links führen direkt zu ausführlichen Berichten, Projekten oder Services.

Der Newsletter erscheint alle zwei Monate. Alle Ausgaben sowie die Möglichkeit zur Anmeldung gibt es unter:

www.ids-mannheim.de/aktuell/newsletter/

Haben Sie Fragen oder Anregungen? Dann schicken Sie uns eine E-Mail an:

ids-aktuell@ids-mannheim.de





